

Leseprobe

Terry Goodkind

Schwester der Finsternis - Das Schwert der Wahrheit

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



Seiten: 1120

Erscheinungstermin: 21. Juni 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

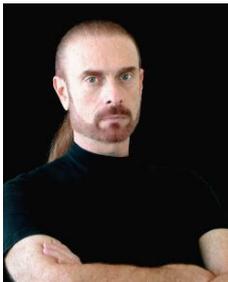
Zum Buch

Das Fantasy-Meisterwerk jetzt in moderner Neuausstattung!

Richard hat seine geliebte Kahlan in seine Heimat gebracht, damit sie sich von ihren furchtbaren Verletzungen erholen kann. Da entführt ihn eine Schwester der Finsternis in die Alte Welt. Sie will ihm die Vorteile der Imperialen Ordnung demonstrieren. Doch Richard unterwirft sich diesem menschenverachtenden System nicht, sondern stellt sich ihm entgegen – und bringt die Säulen der Alten Welt zum Wanken!

»Das Schwert der Wahrheit« bei Blanvalet:

1. Das erste Gesetz der Magie
2. Die Schwestern des Lichts
3. Die Günstlinge der Unterwelt
4. Der Tempel der vier Winde
5. Die Seele des Feuers
6. Schwester der Finsternis
7. Die Säulen der Schöpfung
8. Das Reich des dunklen Herrschers
9. Die Magie der Erinnerung
10. Am Ende der Welten
11. Konfessor



Autor

Terry Goodkind

Terry Goodkind (*1948; †2020) wurde in Omaha, USA, geboren und war nach seinem Studium zunächst als Rechtsanwalt tätig. 1994 erschien sein Roman »Das erste Gesetz der Magie«, der weltweit

TERRY GOODKIND
Das Schwert der Wahrheit
Sechstes Buch

Das Schwert der Wahrheit bei Blanvalet:

Das erste Gesetz der Magie
Die Schwestern des Lichts
Die Günstlinge der Unterwelt
Der Tempel der vier Winde
Die Seele des Feuers
Schwester der Finsternis
Die Säulen der Schöpfung
Das Reich des dunklen Herrschers
Die Magie der Erinnerung
Am Ende der Welten
Konfessor

Die Legende von Richard und Kablan bei Blanvalet:

Dunkles Omen
Im Reich der Jäger
Die Seelen der Toten
Das Herz des Bösen

Wahrheit – Die Legende der Magda Searus

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag

TERRY
GOODKIND

SCHWESTER
DER FINSTERNIS

DAS SCHWERT DER WAHRHEIT

Sechstes Buch

Roman

Deutsch von Caspar Holz

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel
»Faith of the Fallen« bei Tor Books, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.

Der vorliegende Roman ist bei Blanvalet bereits in zwei Bänden unter den Titeln
»Schwester der Finsternis« und »Der Palast des Kaisers« erschienen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

I. Auflage

Taschenbuchausgabe 2021 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright der Originalausgabe © 2000 by Terry Goodkind
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2002 by Blanvalet
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Published in agreement with the author
c/o Baror International, Inc., Armonk, New York, USA

Redaktion: Andreas Helweg
Umschlaggestaltung: © Melanie Korte,
Inkraft, nach einer Originalvorlage von Head of Zeus

Umschlagdesign: kid-ethic
Umschlagbild: Shutterstock.com

DN · Herstellung: sam
Satz, Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7341-6241-1

www.blanvalet.de

SCHWESTER
DER FINSTERNIS

I. KAPITEL

Sie konnte sich nicht daran erinnern, gestorben zu sein. Mit einem unbestimmten Gefühl der Besorgnis fragte sie sich, ob die aufgebrachten Stimmen, die aus der Ferne an ihr Ohr drangen, bedeuteten, dass ihr die Erfahrung dieses die Grenzen des Bewusstseins überschreitenden Endes ein weiteres Mal bevorstand: ihres eigenen Todes.

Sollte dem in der Tat so sein, dann konnte sie nicht das Geringste dagegen tun.

Zwar erinnerte sie sich nicht an ihren Tod, dafür aber umso besser an ernste, tuschelnde Stimmen, die irgendwann – wohl zu einem späteren Zeitpunkt – davon gesprochen hatten, sie sei gestorben, der Tod habe sie ereilt, *er* aber habe seinen Mund auf ihren gepresst, ihre leblos gewordene Lunge mit seinem Atem gefüllt und so den ihren auf diese Weise zu neuem Leben erweckt.

Sie hatte sich nicht vorstellen können, wer das gewesen sein mochte, der von einem so unglaublichen Bravourstück sprach, oder wer dieser *er* sein sollte.

In jener ersten Nacht, in der die fernen, körperlosen Stimmen für sie kaum mehr gewesen waren als eine verschwommene Ahnung, hatte sie begriffen, dass um sie herum Menschen standen, die – obwohl sie inzwischen wieder lebte – nicht daran glaubten, dass sie diese Nacht überleben würde. Mittlerweile aber wusste sie, sie hatte überlebt, sie war, vielleicht als Antwort auf die verzweifelten Gebete und feierlichen Schwüre, die man in jener ers-

ten Nacht mit gedämpfter Stimme an ihrem Lager gesprochen hatte, noch viele Nächte lang am Leben geblieben.

Doch auch wenn sie sich nicht an das Sterben selbst erinnerte, die Schmerzen kurz vor dem Eintauchen in die große Vergessenheit waren ihr noch in Erinnerung, diese Schmerzen würde sie niemals vergessen. Sie entsann sich, wie sie ganz auf sich gestellt und voller Wut gegen all diese Männer gekämpft hatte, Männer, die ihre Zähne bleckten wie ein Rudel wilder Hunde bei einem Hasen. Sie erinnerte sich an den Hagel brutaler Schläge, der sie zu Boden gezwungen, an die schweren Stiefel, die auf sie eingetreten hatten, als sie dort lag, und an das scharfe Knacken brechender Knochen. Sie erinnerte sich an das Blut, an die Unmengen von Blut an ihren Fäusten und Stiefeln. Sie erinnerte sich an das glühende Entsetzen, angesichts dieser Qualen nicht mal mehr die Luft zum Keuchen zu haben, keine Luft, um gegen die erdrückende Last der Schmerzen mit einem Schrei zu protestieren.

Als sie einige Zeit später – ob Stunden oder Tage, vermochte sie nicht zu sagen – unter sauberen Laken in einem unbekanntem Bett liegend in seine grauen Augen hochgesehen hatte, war ihr bewusst geworden, dass die Welt für manch einen noch schlimmere Schmerzen bereithielt, als sie sie erlitten hatte.

Seinen Namen kannte sie nicht. Die tiefe Besorgnis, die ihm so deutlich in den Augen abzulesen war, verriet ihr unmissverständlich, dass sie ihn hätte kennen sollen. Sie wusste, sie hätte seinen Namen – mehr als ihren eigenen, mehr noch als das Leben selbst – kennen müssen, doch war dies nicht der Fall. Nichts hatte sie je mehr beschämt.

Wann immer sie in der Folgezeit die Augen geschlossen hatte, sah sie seine, nicht nur das hilflose Leid darin, sondern auch das Leuchten einer leidenschaftlichen Hoffnung, die nur wahre Liebe entflammt haben konnte. Irgendwo, sogar noch in der tiefsten Finsternis, die ihren Geist zu ersticken drohte, sperrte sie sich dagegen, das Leuchten in seinen Augen durch ihre Unfä-

higkeit, sich kraft ihres Willens zum Weiterleben zu zwingen, erlöschen zu lassen.

Irgendwann fiel ihr dann wieder sein Name ein. Meist wusste sie ihn, mitunter aber auch nicht. Manchmal, wenn der Schmerz sie zu erdrücken drohte, vergaß sie sogar ihren eigenen Namen.

Als Kahlan jetzt Männer mürrisch seinen Namen brummen hörte, wusste sie ihn, und sie wusste auch, wem er gehörte. Mit hartnäckiger Entschlossenheit klammerte sie sich an diesen Namen – Richard – und an ihre Erinnerung an den dazugehörigen Menschen: wer er war und was er ihr bedeutete.

Selbst später, als die Leute befürchteten, sie könnte doch noch sterben, wusste sie, sie würde überleben. Sie hatte gar keine andere Wahl – Richard, ihrem Mann zuliebe. Und ihrem Kind zuliebe, das sie unter dem Herzen trug. Seinem Kind. Ihrer beider Kind.

Das Geschrei der aufgebrachtten Männer, die Richard beim Namen riefen, ließ Kahlan schließlich mühsam die Augen öffnen. Sie blinzelte gegen die heftigen Schmerzen an, die unter der schützenden Hülle des Schlafes zwar nachgelassen hatten, aber noch nicht vertrieben worden waren. Ein zartes, bernsteinfarbnes Licht schlug ihr entgegen, das den Raum um sie herum füllte. Da das Licht hell war, folgerte sie, vor dem Fenster müsse eine Abdeckung hängen, die das Sonnenlicht dämpfte, vielleicht wurde es aber auch gerade dunkel. Wenn sie wie jetzt aufwachte, fehlte ihr nicht nur jedes Gefühl für Zeit, sondern auch dafür, wie lange sie geschlafen hatte.

Sie rieb ihre Zunge gegen den teigig trockenen Belag in ihrem Mund. Ihr Körper war bleiern vom schwerfälligen Schlaf, der noch immer nicht weichen wollte. Ihr war so übel wie damals, als sie noch klein gewesen war und vor einer Bootsfahrt an einem heißen, windigen Tag drei Paradiesäpfel verschlungen hatte. Genauso heiß war es auch jetzt: sommerlich heiß. Sie mühte sich, vollends aufzuwachen, doch ihr erwachendes Bewusstsein, hin und her geworfen auf einem unermesslich weiten Schatten-

meer, schien seinem Schicksal preisgegeben. Ihr Magen drehte sich, und plötzlich musste sie alle ihre Gedanken darauf konzentrieren, sich nicht zu übergeben. Sie wusste nur zu gut, dass in ihrem gegenwärtigen Zustand nur wenige Dinge schmerzhafter wären, als zu brechen. Ihre Lider schlossen sich erneut, und sie sank hin an einen noch viel düstereren Ort.

Sie fing sich, zwang ihre Gedanken an die Oberfläche und öffnete durch pure Willenskraft erneut die Augen. Jetzt fiel es ihr wieder ein: Man verabreichte ihr Kräuter, um die Schmerzen zu betäuben und damit sie schlafen konnte. Zumindest halfen ihr die Kräuter, in einen benommenen Schlaf zu sinken, doch der Schmerz fand sie auch dort, wenn auch nicht in seiner vollen Schärfe.

Langsam, vorsichtig, um die doppelschneidigen Dolche nicht zu drehen, die sich da und dort zwischen ihre Rippen zu bohren schienen, wagte sie einen tieferen Atemzug. Der Wohlgeruch von Balsam und Fichten füllte ihre Lunge und half ihren Magen zu beruhigen. Das war nicht der Duft von Bäumen, vermischt mit den anderen Gerüchen des Waldes, mit feuchter Erde, großen Blätterpilzen und Zimtfarnen, sondern der angenehme Geruch frisch gefällter und abgeästeter Stämme. Sie konzentrierte sich darauf, ihren Blick über das Fußende des Bettes hinaus zu richten, und erblickte eine Wand aus blassem, frisch entrindetem Holz, aus dessen frischen Axtkerben hier und da Harz hervorsickerte. Das Holz sah aus, als sei es in großer Eile geschlagen und gespalten worden, seine Passgenauigkeit jedoch verriet eine Präzision, die nur Wissen und Erfahrung einem verleihen kann.

Das Zimmer war winzig. Im Palast der Konfessoren, wo sie aufgewachsen war, wäre ein so kleiner Raum nicht einmal als Wäscheschrank durchgegangen, außerdem wäre er aus Stein gewesen, wenn nicht gar aus Marmor. Das winzige hölzerne Zimmer gefiel ihr. Vermutlich hatte Richard es zu ihrem Schutz errichtet, fast war es, als habe er seine schützenden Arme um sie

gelegt. Die reservierte Erhabenheit von Marmor hatte ihr nie ein vergleichbares Gefühl der Behaglichkeit vermittelt.

Hinter dem Fußende des Bettes erblickte sie die Schnitzerei eines Vogels im Flug. Sie war mit wenigen Messerhieben in einen Stamm der Wand gemeißelt worden, auf eine ebene Stelle, nur wenig größer als ihre Hand. Richard hatte ihr etwas dagelassen, das sie betrachten konnte. Manchmal, wenn sie um ein Lagerfeuer saßen, hatte sie ihm dabei zugesehen, wie er, ganz nebenbei, aus einem Stück Holz ein Gesicht oder ein Tier schnitzte. Der Vogel, der, auf seinen ausgebreiteten Schwingen schwebend, über sie wachte, vermittelte ein Gefühl von Freiheit.

Wenn sie ihre Augen nach rechts drehte, sah sie eine braune Wolldecke vor der Tür hängen. Von jenseits der Tür drangen Fetzen aufgebrachter, drohender Stimmen herein.

»Wir tun dies nicht aus freien Stücken, Richard ... Wir müssen an unsere Familien denken ... an unsere Frauen und Kinder ...«

Neugierig, was vor sich ging, versuchte Kahlan, sich auf ihren linken Ellbogen zu stützen. Irgendwie gehorchte ihr der Arm nicht wie erwartet, einem Blitz gleich schoss der Schmerz durch ihr Knochenmark und explodierte in ihrer Schulter.

Keuchend ließ sie sich angesichts der quälenden Schmerzen beim Versuch sich zu bewegen zurückfallen, noch bevor sie ihre Schulter auch nur einen Zoll weit vom Bett anheben konnte. Ihr schweres Atmen drehte die Dolche, die sich in ihre Seite bohrten. Sie musste sich zwingen, langsamer zu atmen, um die stechenden Schmerzen unter Kontrolle zu bekommen. Als die schlimmste Qual in ihrem Arm und die Stiche in ihrem Brustkorb endlich nachließen, atmete sie leise stöhnend auf.

Ruhig und besonnen blickte sie an ihrem linken Arm hinab: Der Arm war geschient. Sofort kam die Erinnerung zurück – natürlich war er das. Sie machte sich Vorwürfe, weil sie nicht vorher daran gedacht hatte, vor ihrem Versuch, ihn zu belasten, sie wusste doch, dass die Kräuter ihr Denkvermögen trübten.

Aus Angst, noch eine unbedachte Bewegung zu machen, und weil sie sich ohnehin nicht aufsetzen konnte, richtete sie ihr ganzes Augenmerk darauf, einen klaren Kopf zu bekommen.

Vorsichtig langte sie mit ihrer rechten Hand nach oben und wischte sich die feine Schweißschicht aus der Stirn, Schweiß, hervorgerufen durch den blitzartigen Schmerz. Ihr rechtes Schultergelenk tat weh, ließ sich aber bewegen. Sie freute sich über wenigstens diesen kleinen Sieg, befühlte ihre aufgequollenen Augen und verstand endlich, warum es wehgetan hatte, Richtung Tür zu blicken. Behutsam erforschten ihre Finger eine unbekannte Landschaft aus geschwellenem Fleisch. In ihrer Fantasie gab sie ihr eine scheußliche bläulich grüne Farbe. Als ihre Finger die Platzwunden auf ihrer Wange streiften, schienen glühende Kohlen die geschundenen, offen liegenden Nerven zu versengen.

Sie brauchte keinen Spiegel, um zu wissen, dass sie einen fürchterlichen Anblick bot. Wie schlimm es um sie stand, wurde ihr jedes Mal bewusst, wenn sie Richard in die Augen sah. Sie wünschte sich, für ihn gut aussehen zu können, sei es auch nur, um den leidenden Blick aus seinen Augen zu entfernen. Er schien jedes Mal ihre Gedanken zu lesen und sagte gewöhnlich: »Es geht mir ausgezeichnet. Hör auf, dich um mich zu sorgen, und konzentriere dich ganz darauf, wieder gesund zu werden.«

Mit einem Gefühl bittersüßer Sehnsucht rief sie sich ins Gedächtnis, wie sie, Arme und Beine in herrlicher Erschöpfung ineinander verschlungen, neben Richard gelegen hatte, seine Haut heiß auf ihrer, seine große Hand auf ihrem Bauch, und sie verschnauft hatten. Es war quälend, ihn in den Armen halten zu wollen und es nicht zu können. Sie ermahnte sich, es sei nur eine Frage der Zeit und des Gesundwerdens. Sie waren zusammen, und das allein zählte. Seine bloße Anwesenheit verlieh ihr Kraft.

Sie hörte, wie Richard hinter der über der Tür hängenden Decke mit mühsam beherrschter Stimme sprach und dabei jedes

seiner Worte betonte, als habe es ihn unendlich viel gekostet.
»Wir brauchen einfach nur ein wenig Zeit ...«

Die Stimmen der Männer klangen überaus erregt und beharrlich, als sie alle durcheinanderzureden begannen. »Wir tun das nicht, weil wir es wollen, Richard, das solltest du eigentlich wissen. Du kennst uns doch ... Was ist, wenn dadurch der Ärger hierhergetragen wird? ... Wir haben von den Kämpfen gehört. Du hast selbst gesagt, sie stammt aus den Midlands. Wir können nicht zulassen ... wir werden niemals ...«

Kahlan lauschte, erwartete das Geräusch des Ziehens seines Schwertes zu hören. Richard verfügte über eine nahezu unerschöpfliche Geduld, aber seine Toleranz war wenig ausgeprägt. Cara, seine Leibwächterin und ihre gemeinsame Freundin, war zweifellos ebenfalls dort draußen; Cara besaß weder Geduld noch Toleranz.

Statt sein Schwert zu ziehen, erwiderte Richard: »Ich bitte niemanden, mir irgendwas zu schenken. Ich verlange nichts weiter, als dass man mich an einem friedlichen Ort in Ruhe lässt, wo ich mich um sie kümmern kann. Ich wollte in der Nähe von Kernland sein, für den Fall, dass sie etwas braucht.« Er hielt inne. »Bitte ... nur bis sie Gelegenheit hatte, wieder gesund zu werden.«

Kahlan hätte ihn am liebsten angeschrien: *Nein! Wage es nicht, sie anzuflehen, Richard! Sie haben nicht das Recht, dich zu so etwas zu zwingen. Sie werden niemals begreifen können, welche Opfer du gebracht hast.*

Doch sie konnte kaum mehr tun, als leise und bekümmert seinen Namen zu rufen.

»Stell uns nicht auf die Probe ... wenn es sein muss, räuchern wir dich aus! Du kannst unmöglich gegen uns alle kämpfen – das Recht ist auf unserer Seite.«

Lärmend stießen die Männer finstere Verwünschungen aus. Jetzt, endlich, erwartete sie, das Geräusch des Ziehens seines Schwertes zu hören. Stattdessen antwortete Richard den Männern mit ruhiger Stimme, in Worten, die Kahlan nicht ganz verstand. Eine fürchterliche Stille setzte ein.

»Wir tun das nicht etwa gerne, Richard«, meinte schließlich jemand mit verlegener Stimme. »Wir haben keine andere Wahl. Wir müssen an unsere Familien und an all die anderen denken.«

Ein anderer Mann meldete sich zu Wort, er klang aufrichtig empört. »Außerdem scheinst du plötzlich ziemlich hochtrabend geworden zu sein mit deinen eleganten Kleidern und diesem Schwert, gar nicht mehr so wie früher, als du noch Waldführer warst.«

»Genau«, pflichtete ihm ein anderer bei. »Dass du fortgegangen bist und ein wenig von der Welt gesehen hast, heißt noch lange nicht, dass du zurückkommen und so tun kannst, als wärest du was Besseres als wir.«

»Ihr seid euch also alle einig, dass ich den mir gebührenden Rang überschritten habe«, stellte Richard fest. »Ist es das, was ihr mir sagen wollt?«

»Wie ich es sehe, hast du deinem Volk, deinen Wurzeln, den Rücken gekehrt. Offenbar glaubst du, unsere Frauen sind nicht mehr gut genug für den großen Richard Cypher. Nein, er musste ja irgendeine Frau von weit her heiraten. Und dann kommt ihr hierher zurück und denkt, ihr könnt Eindruck bei uns schinden.«

»Wie denn? Mit was denn? Indem ich die Frau heirate, die ich liebe? Das gilt in euren Augen als eitel? Das nimmt mir das Recht, in Frieden zu leben? Und ihr das Recht, gesund zu werden, wieder auf die Beine zu kommen und weiterzuleben?«

Diese Männer kannten ihn als Richard Cypher, einen einfachen Waldführer, und nicht, wie er herausgefunden hatte, als den Menschen, der er tatsächlich war und zu dem er sich entwickelt hatte. Er war noch derselbe wie zuvor, nur hatten sie ihn in vielerlei Hinsicht nicht gekannt.

»Du solltest den Schöpfer auf Knien darum bitten, dass er deine Frau gesund macht«, warf ein anderer Mann ein. »Die gesamte Menschheit ist ein niederträchtiger und unwürdiger Haufen. Du solltest beten und den Schöpfer um Vergebung bitten

für deine ruchlosen Taten und deine Sündhaftigkeit – das hat dir und deiner Frau all den Ärger eingetragen. Stattdessen willst du deinen Ärger unter ehrliche, arbeitsame Menschen tragen. Du hast kein Recht, uns mit deinen sündigen Problemen zu behelligen, das ist nicht des Schöpfers Wille. Denk doch mal an uns. Der Schöpfer will, dass du dich in Demut übst und anderen hilfst – deswegen hat Er sie aufs Krankenlager geworfen, weil Er euch beiden eine Lektion erteilen wollte.«

»Hat er dir das selbst gesagt, Albert?«, fragte Richard. »Sucht dich dein Schöpfer etwa auf, um seine Pläne mit dir zu besprechen und dir seine Wünsche anzuvertrauen?«

»Er spricht zu jedem, der über die rechte Bescheidenheit verfügt, Ihm zuzuhören.« Albert schäumte.

»Außerdem«, meldete sich ein anderer Mann zu Wort, »muss man über diese Imperiale Ordnung, vor der du uns warnst, auch ein paar gute Dinge sagen. Wärest du nicht so dickköpfig, würdest du das einsehen, Richard. An dem Wunsch nach anständiger Behandlung für alle ist nichts verkehrt, er zeugt nur von einer ehrlichen Gesinnung. Es ist der Wunsch des Schöpfers, wie du zugeben musst, und dasselbe predigt auch die Imperiale Ordnung. Wenn du der Imperialen Ordnung nicht wenigstens das zugutehalten kannst – nun, dann wäre es wohl das Beste, du verschwindest, und zwar schnell.«

Kahlan stockte der Atem.

Richard verkündete mit unheilvoller Stimme: »Ganz wie ihr wollt.«

Dies waren Männer, die Richard kannte. Er hatte sie alle mit Namen angesprochen und sie an die gemeinsamen Jahre und Taten erinnert. Und er hatte Geduld mit ihnen bewiesen. Doch als seine Geduld schließlich erschöpft war, war sie in Unduldsamkeit umgeschlagen.

Pferde schnaubten und stampften mit den Hufen, ihr Lederzaumzeug knarzte, als die Männer aufsaßen. »Morgen früh kommen wir zurück und brennen diese Hütte nieder. Besser, wir

treffen in der Nähe weder dich noch deine Leute an, denn sonst verbrennt ihr mit ihr.« Ein paar letzte Verwünschungen, dann galoppierten die Männer davon. Das Donnern der sich entfernenden Hufe fuhr Kahlan bis ins Mark. Selbst das tat weh.

Sie bedachte Richard mit einem dünnen Lächeln, auch wenn er es nicht sehen konnte. Hätte er nur ihretwegen nicht gebettelt! Niemals, das wusste sie, hätte er für sich selbst um etwas gebettelt.

Licht flutete über die Wand, als die Decke vor der Tür zurückgeschlagen wurde; aus Richtung und Art des Lichts schloss Kahlan, dass es etwa um die Mittagszeit an einem leicht bewölkten Tag sein musste. Richard erschien neben ihr, sein hochgewachsener Körper ragte vor ihr in die Höhe und warf einen Schattenstreifen über ihre Mitte.

Er trug ein schwarzes ärmelloses Unterhemd ohne sein Hemd oder seinen prachtvollen goldschwarzen Überwurf, sodass seine muskulösen Arme frei blieben. An seiner linken Hüfte, auf der ihr zugewandten Seite, blitzte am Knauf seines einzigartigen Schwertes ein Lichtpunkt auf. Seine breiten Schultern ließen das Zimmer noch winziger erscheinen, als es noch einen Augenblick zuvor gewesen war. Sein Haar, in der Farbe irgendwo zwischen blond und braun, berührte leicht seinen Nacken, trotzdem war es die so unverkennbar deutlich in seinen Augen ablesbare Intelligenz gewesen, die als Erstes ihre Aufmerksamkeit gefesselt hatte.

»Richard«, sagte Kahlan leise, »ich erlaube nicht, dass du meinewegen bettelst.«

Der Anflug eines Lächelns umspielte seine Mundwinkel. »Sollte ich jemals betteln wollen, dann werde ich es auch tun.« Er zog ihre Decke ein Stück hoch und überzeugte sich, dass sie, obwohl sie schwitzte, fest zugedeckt war. »Ich wusste nicht, dass du wach bist.«

»Wie lange habe ich geschlafen?«

»Eine Weile.«

Sie vermutete, dass es eine ziemlich lange Weile gewesen sein musste, denn weder konnte sie sich erinnern, an diesem Ort eingetroffen zu sein, noch dass er die Hütte gebaut hatte, in der sie sich befanden.

Kahlan fühlte sich wie ein Mensch von Mitte achtzig, nicht wie jemand Mitte zwanzig. Sie war noch nie zuvor verletzt gewesen, jedenfalls nicht ernsthaft, auch keineswegs schwer, dass sie an der Schwelle des Todes gestanden hätte und so lange völlig hilflos gewesen wäre. Dieser Zustand war ihr verhasst, ebenso wenig konnte sie es ausstehen, nicht einmal die einfachsten Verrichtungen allein erledigen zu können. Meist verabscheute sie das noch mehr als die Schmerzen.

Es bestürzte sie, die Hinfälligkeit des Lebens so unerwartet und vollkommen zu begreifen, ihre eigene Zerbrechlichkeit, ihre Sterblichkeit. Sie hatte in der Vergangenheit ihr Leben des Öfteren aufs Spiel gesetzt und war viele Male in Gefahr geraten, doch in der Rückschau vermochte sie nicht zu sagen, ob sie wirklich jemals geglaubt hatte, dass ihr so etwas passieren konnte. Mit dieser Wirklichkeit konfrontiert zu werden, das war schon niederschmetternd.

In jener Nacht schien etwas in ihrem Innern zerbrochen zu sein – ein Bild von sich selbst, eine Zuversicht. Sie hätte dabei leicht draufgehen können; auch ihr Kind hätte sterben können, bevor es überhaupt Gelegenheit hatte zu leben.

»Du bist auf dem Weg der Besserung«, sagte Richard, gewissermaßen als Antwort auf ihre Gedanken. »Das sage ich nicht einfach nur. Ich sehe, dass du wieder gesund wirst.«

Sie blickte unverwandt in seine Augen, nahm ihren Mut zusammen und fragte schließlich: »Woher wissen die Leute hier oben etwas von der Imperialen Ordnung?«

»Menschen, die vor den Kämpfen auf der Flucht sind, sind hier vorbeigekommen. Männer, die die Lehren der Imperialen unter die Leute bringen, sind sogar bis hierher vorgedrungen, wo ich aufgewachsen bin. Wenn man nicht nachdenkt, sondern nur

seinen Gefühlen folgt, können ihre Worte durchaus vernünftig klingen und fast so etwas wie einen Sinn ergeben. Die Wahrheit scheint kein großes Gewicht zu haben«, fügte er als nachträgliche Erklärung hinzu. Er beantwortete die unausgesprochene Frage in ihren Augen. »Die Soldaten der Imperialen Ordnung sind wieder abgezogen. Die Narren dort draußen haben nur irgendwelche Dinge herumerzählt, die sie aufgeschnappt haben, weiter nichts.«

»Aber sie wollen uns vertreiben. Sie hören sich an wie Männer, die tun, was sie geschworen haben.«

Er nickte, doch dann kehrte sein Lächeln zaghaft zurück. »Weißt du eigentlich, dass wir uns ganz in der Nähe jener Stelle befinden, wo ich dir vergangenen Herbst zum ersten Mal begegnet bin? Erinnerst du dich noch?«

»Wie könnte ich den Tag, an dem ich dir begegnet bin, jemals vergessen?«

»Damals war unser Leben in Gefahr, und wir mussten von hier fliehen. Solange wir zusammen sind, ist nichts anderes wirklich von Bedeutung.«

Cara stürzte durch die Tür herein und blieb neben Richard stehen, sodass ihr Schatten auf der blauen Baumwolldecke, die Kahlan bis zu den Achseln verhüllte, mit Richards verschmolz. Caras in hautenges rotes Leder gehüllter Körper hatte die geschmeidige Eleganz eines Falken: eindrucksvoll, schnell und tödlich. Mord-Siths trugen ihre rote Lederbekleidung stets dann, wenn sie der Ansicht waren, es könnte Ärger geben. Caras langes blondes Haar, zu einem einzigen dicken Zopf geflochten, war ein weiteres Zeichen ihrer Zugehörigkeit zu den Mord-Siths, den Mitgliedern eines Elitekorps von persönlichen Beschützerinnen des Lord Rahl.

In gewisser Hinsicht hatte Richard mit Übernahme der Herrschaft D'Haras, eines Landes, das ihm in seiner Jugend gänzlich unbekannt gewesen war, auch die Mord-Siths übernommen. Er hatte diese Herrschaft nicht angestrebt, sie war ihm einfach in

den Schoß gefallen. Mittlerweile unterstand ihm eine gewaltige Zahl von Menschen, die gesamte Neue Welt – Westland, die Midlands und D'Hara – war ihm untertan.

»Wie fühlt Ihr Euch?«, erkundigte sich Cara ernstlich besorgt.

Kahlan brachte kaum mehr als ein heiseres Flüstern zustande. »Es geht mir schon besser.«

»Nun, wenn es Euch besser geht«, knurrte Cara, »dann erklärt Lord Rahl, dass er mich meine Arbeit machen lassen und mir erlauben soll, Männern wie diesen den nötigen Respekt beizubringen.« Ihre bedrohlich blauen Augen wandten sich für einen Augenblick zu jener Stelle, wo die Männer gestanden und ihre Drohungen vorgebracht hatten. »Zumindest denen, die ich am Leben lasse.«

»Ihr solltet Euren Kopf gebrauchen, Cara«, wandte Richard ein. »Wir können aus dieser Hütte unmöglich eine Festung machen und uns zu jeder Tages- und Nachtzeit schützen. Diese Männer haben Angst. Sosehr sie sich auch irren mögen, sie betrachten uns als Gefahr für ihr Leben und das Leben ihrer Familien. Wir werden nicht so unvernünftig sein, einen aussichtslosen Kampf zu kämpfen, wenn wir es vermeiden können.«

»Aber Richard«, meinte Kahlan und deutete in einer matten Geste mit ihrer rechten Hand auf die Wand vor ihr, »du hast all das gebaut ...«

»Nur dieses eine Zimmer. Ich wollte erst einmal ein Dach über dem Kopf für dich. Hat gar nicht lange gedauert – es mussten nur einige Bäume geschlagen und gespalten werden. Mit dem Übrigen haben wir noch gar nicht angefangen. Auf keinen Fall lohnt es sich, darüber Blut zu vergießen.«

Richard wirkte ruhig, Cara dagegen schien jeden Augenblick herausplatzen und ihrem Ärger Luft machen zu wollen. »Würdet Ihr Eurem halsstarrigen Ehemann vielleicht befehlen, dass er mir erlaubt, jemanden zu töten, bevor ich vollends den Verstand

verliere? Ich kann nicht tatenlos mit ansehen, wie gewisse Leute Euch beide ungestraft bedrohen! Ich bin eine Mord-Sith!«

Cara nahm ihre Aufgabe, Richard – den Lord Rahl von D'Hara – zu beschützen, überaus ernst. Wenn es um Richards Leben ging, war Cara jederzeit bereit, erst zu töten und hinterher zu entscheiden, ob es erforderlich gewesen war. Dies war eines der Dinge, für die Richard keine Toleranz aufbrachte.

Als Antwort lächelte Kahlan nur.

»Mutter Konfessor, Ihr könnt doch unmöglich zulassen, dass Lord Rahl sich dem Willen derart törichter Männer beugt. Erteilt ihm den Befehl.«

Kahlan konnte die Menschen, die sie ihr ganzes Leben mit dem Namen »Kahlan« angesprochen hatten, ohne wenigstens den Titel »Konfessor« voranzustellen, wahrscheinlich an den Fingern einer Hand abzählen. Ihren endgültigen Titel – Mutter Konfessor – hatte sie zahllose Male gesprochen gehört, wobei der Tonfall von ehrfürchtiger Ergebenheit bis hin zu bebender Angst reichte. Sobald sie vor ihr niederknieten, waren viele Menschen völlig außerstande, die beiden Worte ihres Titels zwischen zitternden Lippen hervorzubringen. Andere wiederum flüsterten sie, wenn sie allein waren, in mörderischer Absicht.

Kahlan war bereits mit Anfang zwanzig zur Mutter Konfessor ernannt worden – und damit die jüngste aller auf diesem mächtigen Posten berufenen Konfessoren. Doch das lag mehrere Jahre zurück, jetzt war sie die einzige noch lebende.

Kahlan hatte den Titel, das Verbeugen und Niederknien, die Ehrerbietung, die fast heilige Scheu, die Angst und die mörderischen Absichten stets über sich ergehen lassen, denn sie hatte gar keine andere Wahl. Mehr als das jedoch *war* sie die Mutter Konfessor – aufgrund von Erbfolge und Auslese, von Rechts wegen, durch ihren Schwur und aus Pflichtbewusstsein.

Cara hatte Kahlan stets mit »Mutter Konfessor« angesprochen, doch bei Cara klangen diese Worte anders als bei anderen Menschen. Sie hatten fast etwas Herausforderndes, durch über-

triebene Unterwürfigkeit leicht Trotziges, und doch schwang stets ein Anflug liebevollen Schmunzels mit. Aus Caras Mund klangen sie für Kahlan nicht so sehr wie »Mutter Konfessor«, sondern eher wie »Schwester«. Cara stammte aus dem fernen Land D'Hara, mit Ausnahme des Lord Rahl stand in Caras Augen niemand nirgendwo im Rang höher als sie selbst. Ihr größtes Zugeständnis bestand darin, dass sie Kahlan in ihrer Pflicht gegenüber Richard als ebenbürtig betrachtete. Von Cara als ebenbürtig angesehen zu werden war allerdings eine überaus große Ehre.

Wenn aber Cara Richard mit »Lord Rahl« ansprach, schwang dabei nichts von einem »Bruder« mit. Dann sprach sie genau das aus, was sie meinte: Lord Rahl.

Für die Männer mit den aufgebrauchten Stimmen war der Titel eines Lord Rahl eine ebenso fremdartige Vorstellung wie das ferne Land D'Hara selbst. Kahlan stammte aus den Midlands, die D'Hara von Westland trennten. Die Menschen hier in Westland wussten weder etwas von den Midlands noch von der Mutter Konfessor. Jahrzehntelang waren die drei Bestandteile der Neuen Welt durch unüberwindbare Grenzen voneinander getrennt gewesen, dadurch war alles, was jenseits dieser Grenzen lag, mit einem Schleier des Geheimnisvollen umgeben. Erst im vergangenen Herbst waren diese Grenzen gefallen.

Im darauffolgenden Winter war schließlich auch die gemeinsame Barriere im Süden der drei Länder durchbrochen worden, die mehr als dreitausend Jahre lang die Gefahr der Alten Welt hermetisch ausgegrenzt hatte, was die Imperiale Ordnung auf den Plan gerufen hatte. Im vergangenen Jahr war die Welt in Aufruhr versetzt worden; alles, womit die Menschen aufgewachsen waren, hatte sich verändert.

»Ich werde nicht zulassen, dass Ihr Menschen Schaden zufügt, nur weil sie sich weigern, uns zu helfen«, sagte Richard an Cara gewandt. »Damit wäre nichts gewonnen, und am Ende würden wir uns damit nur noch zusätzliche Schwierigkeiten ein-

handeln. Was wir hier zu errichten begonnen haben, hat nicht viel Zeit in Anspruch genommen. Ich hatte geglaubt, dieser Ort sei sicher, doch ist dies leider nicht der Fall. Also werden wir einfach weiterziehen.«

Er wandte sich wieder Kahlan zu; allmählich wich die Erregung aus seiner Stimme.

»Ich hatte gehofft, dich nach Hause zu bringen, an einen Ort des Friedens und der Ruhe, doch wie es scheint, bin ich selbst zu Hause nicht willkommen. Tut mir leid.«

»Das trifft doch nur auf diese Männer zu, Richard.« Die Bevölkerung Anderiths hatte, unmittelbar bevor Kahlan überfallen und zusammengeschlagen worden war, Richards Angebot abgelehnt, sich dem aufstrebenden d'haranischen Reich anzuschließen, das er in die Freiheit führen wollte. Stattdessen hatte sich das Volk von Anderith bereitwillig auf die Seite der Imperialen Ordnung geschlagen. Es schien, als habe Richard Kahlan zur Frau genommen und alles andere im Stich gelassen. »Was ist mit deinen wahren Freunden hier?«

»Ich bin noch nicht dazu gekommen ... erst wollte ich einen Unterschlupf bauen. Jetzt ist dafür keine Zeit. Vielleicht später.«

Kahlan langte nach der an seiner Seite herabhängenden Hand. Seine Finger waren zu weit entfernt. »Aber Richard ...«

»Hör zu, es ist nicht mehr sicher hierzubleiben. So einfach ist das. Ich habe dich hierhergebracht, weil ich dachte, hier könntest du dich in aller Ruhe erholen und wieder zu Kräften kommen. Ich habe mich getäuscht, dem ist nicht so. Wir können nicht hierbleiben. Verstehst du das?«

»Ja, Richard.«

»Wir müssen weiterziehen.«

»Ja, Richard.«

Die Angelegenheit hatte noch einen weiteren Aspekt, das wusste sie – etwas, das sehr viel wichtiger war als die unmittelbare Tortur, die das für sie bedeutete. Sie hatte einen entrückten, besorgten Blick in den Augen.

»Aber was ist mit dem Krieg? Alle zählen auf uns – auf dich. Bis ich mich wieder erholt habe, kann ich keine große Hilfe sein, aber dich brauchen sie sofort. Das d’haranische Reich braucht dich. Du bist Lord Rahl, du bist ihr Anführer. Was tun wir hier? Richard ...« Sie wartete, bis er den Kopf drehte und sie ansah.

»Warum ergreifen wir die Flucht, wenn alle auf uns zählen?«

»Ich tue, was ich tun muss.«

»Was du tun musst? Was soll das heißen?«

Ein dunkler Schatten fiel über sein Gesicht, als er sich abwandte.

»Ich hatte ... eine Vision.«

2. KAPITEL

»Eine Vision?«, fragte Kahlan mit unverhohlenem Erstaunen.

Richard verabscheute alles, was mit Prophezeiungen zu tun hatte; sie hatten ihm stets nichts als Ärger eingebracht.

Prophezeiungen waren immer zweideutig und für gewöhnlich rätselhaft, egal wie eindeutig sie nach außen hin erschienen. Ungeübte ließen sich leicht von ihrer oberflächlich einfachen Struktur in die Irre führen. Das gedankenlose Festhalten an der wortwörtlichen Auslegung von Prophezeiungen hatte in der Vergangenheit zu gewaltigen Unruhen geführt, angefangen von Mord bis hin zu Krieg. Wer mit Prophezeiungen befasst war, scheute infolgedessen keine Mühe, diese geheim zu halten.

Prophezeiungen bedeuteten Vorherbestimmtheit, zumindest auf den ersten Blick. Richard dagegen war der Überzeugung, dass der Mensch sein Schicksal selbst in der Hand hatte. Einmal hatte er zu ihr gesagt: »Eine Prophezeiung vermag lediglich vorherzusagen, dass morgen die Sonne aufgehen wird, aber was du mit diesem Tag anfangen wirst, kann sie dir nicht sagen. Der Vorgang, seinem Tagwerk nachzugehen, hat nichts mit der Erfüllung von Prophezeiungen zu tun, sondern mit dem Erreichen persönlicher Ziele.«

Die Hexe Shota hatte vorhergesagt, Richard und Kahlan würden einen Sohn bekommen. Mehr als einmal hatte Richard nachgewiesen, dass Shotas Sicht der Zukunft, wenn nicht auf verhängnisvolle Weise fehlerhaft, so doch zumindest weitaus vielschichtiger war, als Shota dies erscheinen lassen wollte.

Kahlan war ebenso wenig wie Richard bereit, Shotas Vorhersage einfach hinzunehmen.

Bei einer Reihe von Gelegenheiten hatte sich Richards Ansicht über Prophezeiungen als korrekt erwiesen. Richard ignorierte die Aussage einer Prophezeiung schlicht und tat, was er glaubte tun zu müssen. Oft erfüllte sich die Prophezeiung durch sein Handeln, wenn auch auf unvorhersehbare Weise. Somit wurde die Prophezeiung gleichzeitig bewiesen und widerlegt, was nichts klärte und lediglich unterstrich, welch unergründliches Rätsel sie in Wahrheit darstellte.

Richards Großvater, Zedd, der mitgeholfen hatte, ihn unweit ihres gegenwärtigen Aufenthaltsortes großzuziehen, hatte nicht nur seine Identität als Zauberer geheim gehalten, sondern ihm zu seinem eigenen Schutz auch verschwiegen, dass er von Darken Rahl abstammte und nicht von Richard Cypher, dem Mann, der ihn geliebt hatte und bei dem er aufgewachsen war. Seinerzeit war Darken Rahl, ein Zauberer von gewaltiger Macht, der gefährliche und gewalttätige Herrscher des weit entfernten D'Hara gewesen. Die Gabe der Magie schien Richard von zwei verschiedenen Blutlinien vererbt worden. Nachdem er Darken Rahl getötet hatte, war auch die Herrschaft über D'Hara auf ihn übergegangen, ein Land, das ihm in vielerlei Hinsicht ein ebenso großes Rätsel war wie seine eigene Kraft.

Kahlan stammte aus den Midlands und war demzufolge mit Zauberern groß geworden; dennoch unterschieden sich Richards Fähigkeiten von denen aller Zauberer, die sie jemals kennengelernt hatte. Er verfügte nicht nur über einen Aspekt der Gabe, sondern über viele, und nicht nur über eine Seite der Magie, sondern über beide: Er war ein Kriegerzauberer. Ein Teil seiner Ausstattung und Insignien stammte aus der Burg der Zauberer und war seit dreitausend Jahren – also seit Lebzeiten des letzten Kriegerzauberers – nicht mehr getragen worden.

Mit dem allmählichen Verschwinden der Gabe bei den Menschen waren auch Zauberer selten geworden; Kahlan hatte weni-

ger als ein Dutzend gekannt. Propheten waren überaus selten unter den Zauberern; sie wusste lediglich von der Existenz von zweien. Einer von ihnen war Richards Vorfahr, wodurch Visionen umso mehr in den Wirkungskreis seiner Gabe fielen, und das, obwohl Richard sich gegenüber Prophezeiungen immer so verhalten hatte, als seien sie Giftschlangen in seinem Bett.

Zärtlich, so als gäbe es auf der ganzen Welt nichts Kostbares, ergriff Richard ihre Hand. »Weißt du noch, wie ich dir von den wundervollen Orten weit jenseits der Berge im Westen des Landstrichs, wo ich aufgewachsen bin, erzählt habe, die nur ich allein kenne? Von den ganz besonderen Orten, die ich dir immer zeigen wollte? Dorthin werde ich dich bringen, sobald wir in Sicherheit sind.«

»Die D'Haraner sind Euch über die Bande verbunden, Lord Rahl«, erinnerte ihn Cara, »und werden Euch mithilfe dieser Bande überall aufspüren können.«

»Aber unsere Feinde sind nicht über die Bande mit mir verbunden. Sie werden also nicht wissen, wo wir uns befinden.«

Diese Überlegung schien Caras Zustimmung zu finden. »Wenn niemand diesen Ort aufsucht, wird es auch keine befestigten Wege geben. Wie sollen wir den Wagen dorthin schaffen? Die Mutter Konfessor kann unmöglich zu Fuß gehen.«

»Ich werde eine Tragbahre bauen, in der wir beide sie tragen werden.«

Cara nickte nachdenklich. »Das wäre eine Möglichkeit. Wenn sonst niemand dort ist, dann seid wenigstens Ihr beide in Sicherheit.«

»Jedenfalls sicherer als hier. Ich hatte gedacht, die Menschen hier würden uns in Ruhe lassen. Ich hatte nicht erwartet, dass die Imperiale Ordnung so weit entfernt noch Unruhe stiften würde – jedenfalls nicht so schnell. Normalerweise sind diese Männer keine schlechten Kerle, aber im Augenblick sind sie im Begriff, sich in eine gefährliche Stimmung zu versetzen.«

»Diese Feiglinge haben sich unter den Rockschoßen ihrer

Weiber verkrochen. Vor morgen sind sie nicht zurück. Wir können der Mutter Konfessor ein wenig Ruhe gönnen und dann kurz vor Tagesanbruch aufbrechen.«

Richard warf Cara einen vielsagenden Blick zu. »Einer dieser Männer, Albert, hat einen Sohn namens Lester. Lester und sein Kumpel Tommy Lancaster haben vor einiger Zeit versucht, mich mit Pfeilen zu durchbohren, weil ich Tommy den Spaß verdorben hatte, als er jemandem gerade sehr wehtun wollte. Jetzt fehlen sowohl Tommy als auch Lester eine ganze Menge Zähne. Albert wird Lester berichten, dass wir hier sind, und kurz darauf wird es auch Tommy wissen.

Jetzt, da ihnen die Imperiale Ordnung mit ihrem Gerede von einem gerechten Krieg für eine gute Sache die Köpfe vollgequasselt hat, werden diese Männer gerne herausfinden wollen, was es heißt, ein Kriegsheld zu sein. Normalerweise sind sie nicht gewalttätig, aber so unvernünftig wie heute habe ich sie noch nie erlebt.

Sie werden sich Mut antrinken gehen. Bis dahin werden sich Tommy und Lester ihnen angeschlossen haben, und ihr Gerede, ich hätte ihnen unrecht getan und sei zu einer Gefahr für anständige Menschen geworden, wird alle in helle Aufregung versetzen. Aufgrund ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit werden sie schon bald erkennen, wie vorteilhaft es wäre, uns umzubringen – sie werden glauben, damit ihre Familien zu schützen und das Richtige für die Gemeinde und den Schöpfer zu tun. Aufgestachelt vom Schnaps und ihrer eigenen Großartigkeit, werden sie nicht bis zum Morgen warten und noch in dieser Nacht wiederkommen. Wir müssen sofort aufbrechen.«

Cara wirkte gelassen. »Und ich sage, wir erwarten sie und machen dem Spuk ein Ende, sobald sie hier erscheinen.«

»Ein paar von ihnen werden noch ihre Freunde mitbringen, sie werden bei ihrer Rückkehr überaus zahlreich sein. Wir müssen an Kahlan denken, ich möchte nicht riskieren, dass einer von uns verletzt wird. Dadurch, dass wir gegen sie kämpfen, wäre nichts gewonnen.«

Richard streifte den uralten Waffengurt aus geprägtem Leder, an dem die mit Gold und Silber durchwirkte Scheide und das Schwert befestigt waren, über seinen Kopf und hängte ihn an einen aus einem gefällten Stamm ragenden Aststumpf. Cara wirkte unzufrieden und verschränkte die Arme vor der Brust. Sie würde einen Menschen, der sie bedrohte, lieber nicht am Leben lassen. Richard nahm sein gefaltetes schwarzes Hemd neben sich vom Boden auf, wo es Kahlans Blick entgangen war, steckte seinen Arm durch einen Ärmel und zog es an.

»Eine Vision?«, wiederholte Kahlan schließlich ihre Frage. So viel Ärger die Männer auch bedeuten mochten, im Augenblick waren sie nicht ihre größte Sorge.

»Wegen ihrer überraschenden Klarheit war mein erster Gedanke, es sei eine Vision, aber eigentlich war es mehr eine Offenbarung.«

»Eine Offenbarung.« Wie gerne hätte sie mehr als nur ein heiseres Flüstern zustande gebracht. »Und welche Gestalt hat diese Vision oder Offenbarung angenommen?«

»Die einer Einsicht.«

Kahlan starrte zu ihm hoch. »Einsicht in was?«

Er begann sein Hemd zuzuknöpfen. »Die Erkenntnis hat mich in die Lage versetzt, den größeren Zusammenhang zu begreifen. Ich habe endlich verstanden, was ich tun muss.«

»Ja«, murmelte Cara, »und jetzt hört gut zu. Redet schon, erzählt es ihr.«

Richard bedachte Cara mit einem zornigen Blick, den sie mit gleicher Münze heimzahlte; schließlich wandte er seine Aufmerksamkeit wieder Kahlan zu.

»Wir werden verlieren, wenn ich uns in diesen Krieg führe, und eine große Zahl von Menschen wird sinnlos sterben. Die Folge wird eine von der Imperialen Ordnung unterjochte Welt sein. Auch wenn ich unsere Truppen nicht in die Schlacht führe, wird die Welt unter die Herrschaft der Imperialen Ordnung fallen, allerdings werden dabei sehr viel weniger Menschen ums

Leben kommen. Demzufolge werden wir nur so eine Chance haben.«

»Indem wir verlieren? Du willst erst verlieren und dann kämpfen? ... Wie können wir auch nur in Erwägung ziehen, den Kampf für die Freiheit aufzugeben?«

»Was in Anderith geschehen ist, hat mir die Augen geöffnet«, erwiderte er. Seine Stimme klang verhalten, so als täten ihm seine Worte leid. »Ich kann diesen Krieg nicht erzwingen. Es bedarf großer Anstrengungen, die Freiheit zu erringen, und äußerster Wachsamkeit, wenn sie erhalten bleiben soll. Die Menschen wissen die Freiheit immer erst dann zu schätzen, wenn man sie ihnen nimmt.«

»Aber doch nicht alle«, wandte Kahlan ein.

»Es gibt immer ein paar wenige, aber die meisten wissen nicht einmal, was das ist, und wollen es auch gar nicht wissen – genau wie bei Magie, vor der die Menschen auch gedankenlos zurückschrecken, ohne zu erkennen, um was es wirklich geht. Die Imperiale Ordnung bietet ihnen eine Welt ohne Magie, dafür mit vorgefertigten Antworten auf alle Fragen. Unfreiheit macht das Leben einfach. Ich hatte geglaubt, die Menschen vom Wert ihres eigenen Lebens und der Freiheit überzeugen zu können, in Anderith haben sie mir bewiesen, wie naiv ich war.«

»Anderith ist nur ein einzelnes Land ...«

»Anderith selbst war gar nicht so bemerkenswert. Sieh doch, wie viele Schwierigkeiten wir woanders hatten. Selbst hier, wo ich aufgewachsen bin, legt man uns ständig Steine in den Weg.« Richard ging daran, sein Hemd in die Hose zu stopfen. »Die Menschen zu zwingen, für ihre Freiheit zu kämpfen, ist einer der schlimmsten Widersprüche. Was ich auch sage, nichts wird die Menschen zur Anteilnahme bewegen – ich habe es versucht. Wer Wert auf seine Freiheit legt, wird fliehen oder sich verstecken, wird versuchen müssen, irgendwie zu überleben und das zu ertragen, was ihm zweifellos bevorsteht. Ich kann nichts dagegen tun, ich kann den Menschen nicht helfen. Das ist mir jetzt klar geworden.«

»Aber Richard, wie kannst du nur denken ...«

»Ich muss tun, was für uns das Beste ist. Ich muss egoistisch sein; das Leben ist viel zu kostbar, um es einfach so für sinnlose Ziele zu vergeuden. Das ist die größte Sünde, die es gibt. Die Menschen können nur dann vor dem nahenden finsternen Zeitalter der Unterwerfung und Unfreiheit bewahrt werden, wenn sie endlich begreifen, wenn sie Interesse am Wert des Lebens und der Freiheit bekunden und bereit sind, ihr Schicksal in die Hand zu nehmen. Wir müssen versuchen zu überleben und darauf hoffen, dass dieser Tag irgendwann kommen wird.«

»Aber wir können diesen Krieg gewinnen. Wir müssen ihn gewinnen.«

»Glaubst du wirklich, ich könnte einfach losziehen und Soldaten in den Krieg führen, und wir würden diesen Krieg gewinnen, nur weil ich es will? Ausgeschlossen, dazu gehört mehr als nur ein frommer Wunsch, dazu braucht man gewaltige Menschenmassen, die sich diesen Zielen voll und ganz verschrieben haben, aber die stehen uns nicht zur Verfügung. Wenn wir unsere Truppen der Imperialen Ordnung entgegenwerfen, werden wir vernichtet, und jede Chance, in Zukunft die Freiheit zu erlangen, wird ein für alle Mal verspielt sein.« Er fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. »Wir dürfen unsere Truppen auf keinen Fall gegen die Armee der Imperialen Ordnung marschieren lassen.«

Er drehte sich herum, um seinen an den Seiten offenen Waffenrock über den Kopf zu ziehen. Kahlan bemühte sich, ihrer Stimme und damit der Tiefe ihrer Besorgnis Nachdruck zu verleihen.

»Aber was ist mit all den anderen, die bereit sind zu kämpfen – mit all den Armeen, die bereits an der Front stehen. Es gibt gute, fähige Männer, die bereit sind, gegen Jagang in die Schlacht zu ziehen, seiner Imperialen Ordnung Einhaltung zu gebieten und sie in die Alte Welt zurückzutreiben. Wer soll unsere Soldaten führen?«

»Führen? Wohin denn? In den Tod? Sie haben keine Chance zu gewinnen.«

Kahlan war entsetzt. Sie langte nach oben und packte den Ärmel seines Hemdes, bevor er sich bücken konnte, um seinen breiten Übergurt aufzuheben. »So redest du nur, weil mir etwas zugestoßen ist, das ist der einzige Grund, weshalb du die Auseinandersetzung scheust, Richard.«

»Nein. Bereits an jenem Abend, als du überfallen wurdest, hatte ich mich so entschieden. Als ich nach der Abstimmung allein das Haus verließ, um spazieren zu gehen, habe ich lange nachgedacht. Ich kam zu ebendiesem Schluss und traf eine Entscheidung. Was dir zugestoßen ist, hatte darauf keinen Einfluss, außer dass es bewies, wie recht ich hatte, und dass ich eigentlich viel früher hätte darauf kommen müssen. Dann wäre dir das gar nicht erst passiert.«

»Aber wenn die Mutter Konfessor nicht verletzt worden wäre, hättet Ihr Euch am nächsten Morgen besser gefühlt und Eure Meinung geändert.«

Durch die Tür in seinem Rücken fiel ein Lichtstrahl, der die uralten, den rechteckig geschnittenen Saum seines Überwurfs verzierenden Symbole in goldenem Glanz erstrahlen ließ. »Was wäre geschehen, Cara, wenn ich mit ihr zusammen überfallen und wir beide getötet worden wären? Was würdet ihr alle dann tun?«

»Das weiß ich nicht.«

»Eben deswegen ziehe ich mich zurück. Ihr hängt euch alle immer nur an mich dran, ohne euch selbst am Kampf um eure Freiheit zu beteiligen. Endlich ist mir klar geworden, welcher Fehler das war und dass wir auf diese Weise niemals siegen können. Die Imperiale Ordnung ist ein viel zu mächtiger Gegner.«

Kahlans Vater, König Wyborn, hatte ihr gezeigt, wie man gegen eine solche Übermacht kämpft, und sie besaß praktische Erfahrung darin. »Vielleicht ist ihre Armee uns zahlenmäßig überlegen, aber das macht es nicht unmöglich. Wir müssen sie eben

überlisten. Ich werde dir zur Seite stehen, Richard. Unsere Offiziere sind kampferprobt, wir können es schaffen. Wir haben gar keine andere Wahl.«

»Sieh doch, wie die Imperiale Ordnung ihre Ziele mit wohlklingenden Worten verbreitet« – Richard machte eine ausladende Armbewegung –, »sogar bis an entlegene Orte wie diesen. Wir sind uns jenseits allen Zweifels über die Schlechtigkeit der Imperialen Ordnung im Klaren, und doch schlagen sich die Menschen überall begeistert auf ihre Seite – trotz der Schauderhaftigkeit all dessen, wofür die Imperiale Ordnung steht.«

»Richard«, erwiderte Kahlan leise, um nicht den letzten Rest ihrer Stimme zu verlieren, »ich habe seinerzeit blutjunge galeanische Rekruten gegen eine Armee erfahrener Soldaten der Imperialen Ordnung geführt, die uns zahlenmäßig haushoch überlegen war, und wir haben uns trotzdem behaupten können.«

»Genau das meine ich. Sie hatten kurz zuvor ihre Heimatstadt gesehen, nachdem die Imperiale Ordnung dort gewütet hatte. Alle ihre Lieben waren ermordet, ihre ganze Welt vernichtet worden. Diese Männer haben in dem Bewusstsein gekämpft, genau zu wissen, was sie tun und weshalb. Sie hätten sich dem Feind entgegengeworfen, ganz gleich, ob du sie befehligst oder nicht. Aber sie waren die Einzigen, und obwohl sie gesiegt haben, wurden die meisten von ihnen in der Schlacht getötet.«

Kahlan war fassungslos. »Du willst also zulassen, dass die Imperiale Ordnung an einem anderen Ort dasselbe tut, nur um den Menschen einen Grund zu geben, sich zu wehren? Du willst tatenlos mit ansehen, wie die Imperiale Ordnung Hunderttausende unschuldiger Menschen abschlachtet? Du willst aufgeben, weil mir etwas zugestoßen ist. Bei den gütigen Seelen, ich liebe dich, Richard, aber tu mir das nicht an. Ich bin die Mutter Konfessor, ich bin für das Leben der Menschen in den Midlands verantwortlich. Tu es nicht nur deswegen, weil mir etwas zugestoßen ist.«

Richard schnallte seine ledergepolsterten Manschetten um.

»Ich tu es nicht, weil dir etwas zugestoßen ist, ich trage damit auf die einzig erfolgsversprechende Weise dazu bei, diese Menschenleben zu retten. Ich tue das Einzige, was ich tun kann.«

»Nein, Ihr wählt den einfachen Weg«, warf Cara ein.

Richard begegnete ihrem Einwand ruhig und voller Offenheit. »Nein, Cara, ich treffe damit die schwerste Entscheidung meines Lebens.«

Jetzt war Kahlan sicher, dass ihn ihre Ablehnung durch die Bevölkerung Anderiths härter getroffen hatte als angenommen. Sie nahm zwei seiner Finger und drückte sie verständnisvoll. Er hatte von ganzem Herzen versucht, diesen Menschen die Unterwerfung durch die Imperiale Ordnung zu ersparen, hatte versucht, ihnen den Wert ihrer Freiheit aufzuzeigen, indem er ihnen die Freiheit ließ, über ihr Schicksal selbst zu entscheiden. Somit hatte er seinen Glauben in ihre Hände gelegt.

In einer vernichtenden Abstimmungsniederlage hatten sie sein Angebot mit überwältigender Mehrheit voller Verachtung zurückgewiesen und diesen Glauben zerstört.

Vielleicht, überlegte Kahlan, würde sein Schmerz – wie in ihrem Fall – nachlassen, wenn er nur ein wenig Zeit hätte, darüber hinwegzukommen. »Du darfst dir nicht die Schuld für den Fall Anderiths geben, Richard. Du hast getan, was du konntest.«

Er nahm seinen breiten ledernen Übergurt mit den golddurchwirkten Taschen vom Boden auf und schnallte ihn über seinem prachtvollen Überwurf fest.

»Wenn man der Anführer ist, liegt die Schuld immer bei einem selbst.«

Kahlan wusste, wie sehr dies stimmte. Sie überlegte, wie sie ihn davon abbringen konnte, und versuchte einen anderen Weg.

»Welche Gestalt hat diese Vision angenommen?«

Richard heftete seine stechend grauen Augen auf sie, fast als wollte er sie warnen.

»Vision, Offenbarung, Erkenntnis, Ahnung, Prophezeiung ... Einsicht – nenn es, wie du willst, denn in einem Punkt

sind diese Begriffe alle gleich und unmissverständlich. Ich kann es nicht anders beschreiben, als dass ich den Eindruck hatte, es immer schon gewusst zu haben. Vielleicht stimmt das sogar. Es waren nicht so sehr Worte, sondern vielmehr ein in sich abgeschlossener Gedanke, eine Schlussfolgerung, eine Wahrheit, die sich mir in aller Klarheit offenbart hat.«

Sie wusste, er erwartete von ihr, dass sie es dabei beließ. »Wenn es sich so deutlich gezeigt hat und unzweideutig war«, hakte sie nach, »müsstest du es eigentlich in Worte fassen können.«

Richard ließ den Waffengurt über seinen Kopf gleiten und führte ihn über seine rechte Schulter. Als er das Schwert an seiner linken Hüfte zurechtrückte, funkelte das Licht auf dem erhabenen Golddraht, der so mit dem Silberdraht des Heftes verwoben war, dass er das Wort WAHRHEIT bildete.

Seine Stirn war eben und sein Gesicht ruhig. Sie wusste, dass sie ihn endlich auf den Kern der Sache gestoßen hatte. Seine Selbstsicherheit verbot ihm, ihr etwas vorzuenthalten, wenn sie es hören wollte, und das tat sie. Seine Worte kamen ruhig und voller Kraft, wie eine zum Leben erwachte Prophezeiung.

»Ich bin zu früh zum Anführer geworden. Nicht ich muss mich den Menschen beweisen, sondern sie müssen sich jetzt mir beweisen. Bis dahin darf ich ihre Führung nicht übernehmen, sonst ist alles verloren.«

Wie er dort stand, aufrecht, ein Bild von einem Mann, gebieterisch in seiner schwarzen Kriegszaubererausrüstung, schien er für ein Standbild dessen zu posieren, der er war: der Sucher der Wahrheit, rechtmäßig ernannt von Zeddicus Zu'l Zorander persönlich, dem Obersten Zauberer und Richards Großvater. Die Ernennung hatte Zedd fast das Herz gebrochen, denn oft starben Sucher jung und eines gewaltsamen Todes.

Solange er aber lebte, war ein Sucher sein eigenes Gesetz. Gestützt auf die Ehrfurcht gebietende Macht seines Schwertes, konnte ein Sucher ganze Königreiche zu Fall bringen. Unter

anderem deswegen war es so wichtig, die richtige Person – eine rechtschaffene Person – für dieses Amt zu ernennen. Zedd behauptete, in gewisser Weise erkenne der Sucher sich durch seine Art zu denken und zu handeln selbst, und die Aufgabe des Obersten Zauberers bestehe lediglich darin, seinen Beobachtungen gemäß zu handeln, ihn offiziell zu ernennen und ihm die Waffe zu überreichen, die ihn sein Leben lang begleiten würde.

In diesem Mann, den sie liebte, trafen so viele unterschiedliche Eigenschaften und Verantwortungen aufeinander, dass sie sich manchmal fragte, wie er sie alle in Einklang bringen konnte.

»Bist du dir sicher, Richard?«

Wegen der Bedeutung des Amtes hatten erst Kahlan und dann Zedd geschworen, Richard, den frisch ernannten Sucher der Wahrheit, mit ihrem Leben zu verteidigen. Das war geschehen, kurz nachdem Kahlan ihn kennengelernt hatte. Als Sucher hatte Richard zum ersten Mal die ganze ihm aufgebürdete Verantwortung übernommen und sich des in ihn gesetzten Vertrauens würdig erwiesen.

Seine grauen Augen leuchteten geradezu vor Klarheit und Entschlossenheit, als er ihr antwortete.

»Ich darf mich nur einer einzigen Macht unterwerfen, der Vernunft, und das erste Gesetz der Vernunft besagt: Was existiert, existiert; es gibt, was es gibt. Auf dieses unabänderliche, unerschütterliche Prinzip gründet sich alles Wissen. Das ist das Fundament, von dem aus man das Leben in die Arme schließt. Vernunft bedeutet die Möglichkeit der Wahl. Wünsche und Launen sind weder Tatsachen, noch stellen sie eine Möglichkeit dar, diese zu entdecken. Vernunft ist unsere einzige Möglichkeit, die Wirklichkeit zu erfassen – sie ist unser elementares Werkzeug im Überlebenskampf. Es steht uns frei, die Mühen des Denkens zu umgehen und die Vernunft abzulehnen, doch ob wir der Strafe des Abgrunds entgehen, den zu sehen wir uns weigern, steht nicht in unserer Macht.

Wenn es mir nicht gelingt, diesen Kampf mit den Mitteln der Vernunft zu führen, wenn ich meine Augen vor der Wirklichkeit dessen, was existiert, zugunsten dessen, was ich mir lieber wünsche, schließe, dann werden wir beide an diesem Kampf zugrunde gehen, noch dazu vergeblich. Wir werden bei diesem grauen, trostlosen Untergang der Menschheit nur zwei weitere in einem Heer aus zahllosen Millionen von Toten sein. In der sich daran anschließenden Finsternis werden unsere Knochen nichts sein als bedeutungsloser Staub.

Irgendwann, von jetzt an in vielleicht eintausend Jahren, vielleicht auch mehr, wird die Fackel der Freiheit möglicherweise wieder über einem freien Volk erstrahlen, bis dahin jedoch werden Millionen und Abermillionen von Menschen in hoffnungsloses Elend hineingeboren und keine andere Wahl haben, als das Joch der Imperialen Ordnung auf sich zu laden. Wenn wir die Vernunft missachteten, werden wir es sein, die sich diese Berge zerschundener Körper, diesen Trümmerhaufen aus erduldeten, aber nicht gelebten Leben, eingehandelt haben.«

Kahlan merkte, dass sie nicht den Mut aufbrachte, etwas zu erwidern, geschweige denn zu widersprechen; hätte sie es in diesem Augenblick getan, wäre das der Bitte gleichgekommen, sein Urteil um einen Preis zu revidieren, der seiner Ansicht nach aus einem Meer von Blut bestand. Doch wenn sie sich so verhielten, wie er dies als zwingend erachtete, würden sie ihr Volk hilflos in den Rachen des Todes werfen.

Kahlan, deren Blickfeld unter wässrigen Schlieren verschwamm, sah fort.

»Cara«, sagte Richard, »spannt die Pferde vor den Wagen. Ich werde einen Rundgang machen und dafür sorgen, dass wir keine Überraschung erleben.«

»Ich werde einen Erkundungsgang machen, während Ihr die Pferde einspannt. Ich bin Eure Wächterin.«

»Und Ihr seid meine Freundin. Ich kenne das Land besser als Ihr. Spannt die Pferde ein und macht keine Schwierigkeiten.«

Cara verdrehte die Augen und tat beleidigt, marschierte aber los, um seiner Bitte nachzukommen.

Das Zimmer hallte von Stille wider. Richards Schatten glitt von der Decke. Als Kahlan ihm mit leiser Stimme ihre Liebe gestand, hielt er inne und drehte sich um. Seine Schultern schienen das Gewicht zu verraten, das auf ihm lastete.

»Ich wünschte, ich könnte es, aber ich kann die Menschen nicht zwingen zu verstehen, was Freiheit heißt. Tut mir leid.«

»Vielleicht ist es ja gar nicht so schwer.« Kahlan deutete auf den Vogel, den er in die Wand geschnitzt hatte. »Zeige ihnen einfach dieses Bild, und sie werden verstehen, was Freiheit wirklich bedeutet: Dahingleiten auf den eigenen Schwingen.«

Richard lächelte, dankbar, wie sie fand, bevor er durch die Tür nach draußen verschwand.

3. KAPITEL

Das Durcheinander der vielen beunruhigenden Gedanken, die ihr durch den Kopf gingen, hinderten Kahlan daran, wieder einzuschlafen. Sie versuchte Richards Vision über die Zukunft aus ihren Gedanken zu verbannen, doch sosehr die Schmerzen sie erschöpft hatten, seine Worte waren zu besorgniserregend, um über sie nachzudenken, zumal sie im Augenblick ohnehin nichts tun konnte. Aber sie war entschlossen, ihm zu helfen, über den Verlust von Anderith hinwegzukommen und sich auf das Aufhalten der Imperialen Ordnung zu konzentrieren.

Schwieriger war es, ihren Gedanken an die Männer abzuschütteln, die draußen gestanden hatten, Männer, mit denen Richard aufgewachsen war. Die quälende Erinnerung an ihre wütenden Drohungen ging ihr noch immer durch den Kopf. Sie wusste, dass ganz normale Männer, die nie zuvor gewalttätig geworden waren, sich unter entsprechenden Umständen zu äußerster Brutalität hinreißen lassen konnten. Angesichts ihrer Angewohnheit, die Menschen als sündig, niederträchtig und böse zu betrachten, war es nur noch ein kleiner weiterer Schritt, dieses Böse auch tatsächlich in die Tat umzusetzen, schließlich hatten sie für alles Böse, das sie anrichteten, die vernünftige Erklärung parat, es sei durch die unabwendbare Natur des Menschen längst vorbestimmt.

Die Vorstellung, von solchen Männern überfallen zu werden, war zermürbend, wenn man selbst nur daliegen und darauf warten konnte, umgebracht zu werden. Kahlan malte sich aus, wie

ein feixender, zahnloser Tommy Lancaster sich über sie beugte, um ihr die Kehle aufzuschlitzen, während sie nur hilflos zu ihm hinaufstarren konnte. In der Schlacht hatte sie sich oft gefürchtet, aber wenigstens konnte sie da mit ganzer Kraft ums Überleben kämpfen. Das nahm ihr die Angst. Hilflos ausgeliefert zu sein und sich in keiner Weise wehren zu können, das war etwas völlig anderes; es war eine ganz andere Art von Angst.

Notfalls konnte sie noch immer auf ihre Konfessorenkraft zurückgreifen, in ihrem Zustand war das jedoch ein Vorhaben mit ungewissem Ausgang. Noch nie hatte sie ihre Kraft in einem Zustand einsetzen müssen, der auch nur annähernd dem glich, in dem sie sich augenblicklich befand. Sie erinnerte sich, dass sie längst fort sein würden, wenn die Männer zurückkamen, ganz abgesehen davon, dass Richard und Cara sie niemals in ihre Nähe lassen würden.

Kahlan empfand jedoch eine viel unmittelbarere Angst, und die war nur zu begründet. Lange würde das Gefühl allerdings nicht anhalten; sie wusste, dass sie das Bewusstsein verlieren würde. Zumindest hoffte sie es.

Sie legte sacht ihre Hand auf den Bauch, über ihr Kind, und lauschte auf das Plätschern und Gurgeln eines nahen Baches. Das Geräusch des Wassers erinnerte sie daran, wie gerne sie ein Bad nehmen würde. Die Verbände über der eiternden Wunde an ihrer Seite stanken und mussten oft gewechselt werden, die Laken waren schweißgetränkt, ihre Kopfhaut juckte, die Strohmatten unter dem Laken, die ihr als Lager diente, war hart und scheuerte ihren Rücken wund. Sie vermutete, dass Richard die Bahre in aller Eile gebaut hatte und plante, sie später nachzubessern.

An einem heißen Tag wie diesem wäre das kalte Wasser des Baches eine angenehme Erfrischung. Sie sehnte sich nach einem Bad, danach, sauber zu sein und frisch zu riechen, sie sehnte sich danach, es möge ihr besser gehen, sich wieder selber helfen zu können, wieder gesund zu werden. Sie konnte nur hoffen, dass

auch Richard sich mit der Zeit von seinen unsichtbaren, aber nicht weniger wirklichen Verletzungen erholen würde.

Schließlich kehrte Cara zurück, eine mürrische Bemerkung auf den Lippen, die Pferde seien heute widerspenstig. Sie hob den Kopf und sah, dass das Zimmer leer war. »Ich gehe ihn besser suchen und vergewissere mich, dass ihm nichts zugestoßen ist.«

»Es geht ihm gut. Er weiß, was er tut. Wartet einfach hier, Cara, sonst muss er womöglich nachher Euch suchen gehen.«

Cara seufzte und gab ihr widerstrebend recht. Sie holte einen kalten, feuchten Lappen und begann, Kahlans Stirn und Schläfen abzutupfen. Kahlan beschwerte sich nur ungerne, wenn Menschen sich nach besten Kräften um sie kümmerten, daher verschwieg sie, wie sehr ihre gezerzten Halsmuskeln schmerzten, wenn ihr Kopf hin und her bewegt wurde. Cara beklagte sich über dergleichen nie; sie beklagte sich nur, wenn sie der Meinung war, einer ihrer Schutzbefohlenen sei unnötig in Gefahr – und Richard ihr nicht erlaubte, die auszuschalten, von denen ihrer Ansicht nach die Gefahr ausging.

Draußen gab ein Vogel ein hohes, schrilles Trällern von sich. Die immer gleichen, ermüdenden Wiederholungen wurden allmählich unangenehm. In der Ferne hörte Kahlan, wie ein Eichhörnchen sich schnatternd um sein Revier stritt; ihr kam es vor, als sei es schon seit einer Stunde damit beschäftigt. Der Bach plätscherte unablässig.

Das stellte Richard sich also unter Erholung vor.

»Wie ich es hasse«, murmelte sie.

»Ihr solltet froh sein – Ihr könnt einfach daliegen und braucht nichts zu tun.«

»Und ich wette, Ihr würdet gerne mit mir tauschen.«

»Ich bin eine Mord-Sith; für eine Mord-Sith gibt es nichts Schlimmeres, als im Bett zu sterben.« Sie sah Kahlan aus ihren blauen Augen an. »Womöglich alt und zahnlos«, setzte sie hinzu. »Womit ich nicht sagen wollte, Ihr seid ...«

»Ich weiß, was Ihr sagen wolltet.«

Cara schien erleichtert. »Außerdem könnt Ihr gar nicht sterben – das wäre viel zu einfach. Ihr wählt nie den einfachen Weg.«

»Ich habe Richard geheiratet.«

»Seht Ihr, genau das meine ich.«

Kahlan lächelte.

Cara tunkte den Lappen in einen auf dem Boden stehenden Eimer, wrang ihn aus und richtete sich auf. »Eigentlich ist es doch gar nicht so schlimm, oder? Einfach nur dazuliegen?«

»Wie fändet Ihr das, wenn Ihr hilflos zusehen müsstet, wie Euch jemand jedes Mal, wenn Eure Blase voll ist, eine Holzschüssel unter den Hintern schiebt?«

Cara tupfte Kahlans Hals behutsam mit dem Lappen ab. »Bei einer Schwester des Strafers würde es mir nichts ausmachen.«

Der Strafer, jene Waffe, die eine Mord-Sith stets bei sich trug, schien nichts weiter zu sein als ein kurzer roter Lederstab, der mittels einer dünnen Kette an ihrem Handgelenk baumelte. Ein kurzes Zucken ihres Handgelenks, und der Strafer einer Mord-Sith war zur Hand. Irgendwie funktionierte er durch die Magie der Bande, über die die Mord-Siths mit Lord Rahl verbunden waren.

Ein einziges Mal hatte Kahlan die unverwechselbare Berührung des Strafers zu spüren bekommen. Blitzartig konnte er das gleiche Maß an Schmerzen erzeugen, das die gesamte Schlägertruppe Kahlan bereitet hatte. Eine Mord-Sith konnte mit der Berührung ihres Strafers jemandem mühelos Knochen brechende Qualen zufügen und, falls sie dies wünschte, ebenso mühelos dessen Tod herbeiführen.

Richard hatte Kahlan jenen Strafer zum Geschenk gemacht, der einst Denna gehört hatte, jener Mord-Sith, die ihn auf Darken Rahls Befehl gefangen gehalten hatte; denn als Einziger hatte er begriffen, welche Schmerzen der Strafer auch der Mord-Sith bereitete, die ihn benutzte, und Mitgefühl gezeigt. Bevor er Denna hatte töten müssen, um fliehen zu können, hatte sie ihm

ihren Strafer geschenkt und ihn gebeten, sie schlicht als Denna in Erinnerung zu behalten, als die Frau, die sich hinter der Bezeichnung Mord-Sith verbarg, als die Frau, die niemand außer Richard jemals zu Gesicht bekommen oder verstanden hatte.

Dass Kahlan dies begriff und den Strafer als Zeichen des Respekts für diese Frauen aufbewahrte, die man ihrer Jugend beraubt und für albtraumhafte Ziele und Aufgaben missbraucht hatte, war für die übrigen Mord-Siths von tiefer Bedeutung. Wegen dieses von Mitleid unbeeinträchtigten Mitgefühls, aber auch aus anderen Gründen, hatte Cara Kahlan zur Schwester des Strafers ernannt. Es war keine offizielle Ehrung, kam aber von Herzen.

»Es sind Boten eingetroffen, die Lord Rahl zu sehen wünschen«, sagte Cara. »Ihr habt geschlafen, und Lord Rahl sah keinen Grund, Euch aufzuwecken«, fügte sie als Antwort auf Kahlans fragenden Blick hinzu. Bei den Boten handelte es sich um D'Haraner, die Richard über ihre Bande zu ihm, ihrem Lord Rahl, aufspüren konnten. Kahlan, die dieses Kunststück nicht beherrschte, hatte es stets als etwas verwirrend empfunden.

»Was haben sie zu berichten?«

Cara zuckte mit den Achseln. »Nicht viel. Jagangs Armee der Imperialen Ordnung bleibt fürs Erste weiter in Anderith, während Reibischs Armee sicher im Norden abwartet, um sie im Auge zu behalten und bereitzustehen, sollte die Imperiale Ordnung beschließen, auch den Rest der Midlands zu bedrohen. Über die Lage im Inneren Anderiths, unter der Besetzung der Imperialen Ordnung, wissen wir wenig. Von unseren Männern aus gesehen, fließen die Flüsse bergab Richtung Meer, sie können also keine auf Massen von Toten hindeutenden Leichen gesehen haben, einige Menschen konnten allerdings fliehen. Sie berichten, es habe einige Tote wegen des Gifts gegeben, das man freigesetzt hat, über dessen genaue Verbreitung wisse man aber nichts. General Reibisch hat Kundschafter und Spione ausgesandt, um so viele Informationen wie möglich zusammenzutragen.«

»Welche Befehle hat Richard ihnen für den Rückweg mitgegeben?«

»Gar keine.«

»Gar keine? Er hat ihnen keinerlei Befehle mitgegeben?«

Cara schüttelte den Kopf und beugte sich vor, um den Lappen erneut einzutunken. »Allerdings hat er dem General einige Briefe geschrieben.«

Sie nahm die Decke herunter, hob den Verband an Kahlans Seite an und untersuchte dessen blassroten Inhalt, bevor sie ihn auf den Boden warf. Behutsam säuberte sie die Wunde.

Als Kahlan wieder atmen konnte, fragte sie: »Habt Ihr die Briefe gesehen?«

»Ja. Sie enthalten so ziemlich genau das, was er Euch erzählt hat – dass er eine Vision hatte, die ihn dazu brachte, das Wesen dessen zu erkennen, was er tun muss. Er erklärte dem General, er könne keine Befehle erteilen, da er befürchten muss, unsere Chancen damit endgültig zunichtezumachen.«

»Hat General Reibisch geantwortet?«

»Lord Rahl hatte eine Vision. Die D'Haraner wissen, dass Lord Rahl sich mit den beängstigenden Rätseln der Magie herum-schlagen muss, sie erwarten nicht, ihren Lord Rahl zu verstehen, und würden sein Verhalten daher nie infrage stellen; schließlich ist er der Lord Rahl. Der General gab keinen Kommentar ab, ließ jedoch ausrichten, er werde nach eigenem Ermessen handeln.«

Vermutlich hatte Richard ihnen aus ebendiesem Grund erzählt, es sei eine Vision gewesen und nicht einfach nur eine Erkenntnis. Kahlan dachte einen Augenblick darüber nach und wog die Möglichkeiten ab.

»Dann haben wir Glück. General Reibisch ist ein fähiger Mann und wird wissen, was zu tun ist. Nicht mehr lange, und ich bin wieder auf den Beinen, vielleicht geht es bis dahin auch Richard wieder besser.«

Cara warf den Lappen in den Eimer. Die Stirn enttäuscht und voller Sorge gerunzelt, beugte sie sich noch weiter vor.

»Mutter Konfessor, Lord Rahl meinte, er werde nicht als unser Führer in Erscheinung treten, solange sich das Volk ihm gegenüber nicht bewiesen hat.«

»Ich bin auf dem Weg der Besserung. Hoffentlich kann ich ihm helfen, über das Geschehene hinwegzukommen – und zu erkennen, dass er kämpfen muss.«

»Aber es geht um Magie.« Sie zupfte am ausgefranzten Rand der blauen Decke. »Lord Rahl meinte, es sei eine Vision gewesen. Wenn sie etwas mit Magie zu tun hat, dann kennt er sich damit aus und muss sich damit auf die Art befassen, die er als unumgänglich ansieht.«

»Wir müssen ein wenig Verständnis dafür aufbringen, was er durchgemacht hat – für den Verlust, den wir alle durch die Imperiale Ordnung erlitten haben –, außerdem dürfen wir nicht vergessen, dass Richard nicht mit Magie aufgewachsen ist, und erst recht nicht mit der Führung von Armeen.«

Cara ging in die Hocke und wusch ihren Lappen im Eimer aus. Nachdem sie ihn ausgewrungen hatte, ging sie abermals daran, die Wunde an Kahlans Seite zu säubern. »Aber er ist Lord Rahl. Hat er nicht schon viele Male bewiesen, dass er ein Meister der Magie ist?«

Zumindest das konnte Kahlan nicht bestreiten, trotzdem war seine Erfahrung immer noch begrenzt, und Erfahrung war wertvoll. Cara hatte nicht nur Angst vor Magie, sondern ließ sich leicht von jeder Zauberei beeindrucken. Wie die meisten Menschen vermochte sie nicht zu unterscheiden zwischen einem simplen Zaubertrick und jener Art von Magie, die fähig war, die Welt in ihrem Wesen zu verändern. Kahlan erkannte, dass Richard im Grunde keine Vision gehabt, sondern zu einer Überzeugung gelangt war.

Vieles von dem, was er gesagt hatte, ergab Sinn, trotzdem war Kahlan überzeugt, dass er sich bei seinen Überlegungen von Gefühlen leiten ließ.

Cara sah von ihrer Arbeit auf. In ihrer Stimme schwang ein

Unterton von Unsicherheit, wenn nicht gar hoffnungsloser Verwirrung mit. »Wie sollen die Menschen sich Lord Rahl jemals beweisen können, Mutter Konfessor?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung.«

Cara legte den Lappen fort und sah Kahlan in die Augen. Es entstand eine lange, verlegene Pause, bevor sie sich endlich dazu durchrang zu sprechen.

»Mutter Konfessor, ich glaube, Lord Rahl hat am Ende gar seinen Verstand verloren.«

Kahlans erster Gedanke war, ob General Reibisch nicht vielleicht dasselbe glaubte.

»Ich dachte, die D'Haraner erwarten gar nicht, ihren Lord Rahl zu begreifen, weshalb sie sein Verhalten niemals hinterfragen würden.«

»Lord Rahl meinte außerdem, ich soll für mich selber denken.« Kahlan legte ihre Hand auf Caras. »Wie oft haben wir früher schon an ihm gezweifelt? Erinnert Ihr Euch noch an das Huhn, das keines war? Wir dachten beide, er sei verrückt. Aber das war er nicht.«

»Hier geht es nicht um irgendein Ungeheuer, das es auf uns abgesehen hat. Hier geht es um etwas sehr viel Umfassenderes.«

»Befolgt Ihr Richards Befehle immer, Cara?«

»Natürlich nicht. Er muss geschützt werden, und ich darf nicht zulassen, dass seine Torheiten mich in der Ausübung meiner Pflicht behindern. Ich befolge seine Befehle nur, wenn er dadurch nicht in Gefahr gerät, wenn sie mir etwas vorschreiben, was ich ohnehin getan hätte, oder wenn sein männlicher Stolz betroffen ist.«

»Habt Ihr Darken Rahls Befehle stets befolgt?«

Cara versteifte sich, als sie unerwartet mit diesem Namen konfrontiert wurde, so als könnte seine Nennung ihn aus der Welt der Toten zurückrufen. »Die Befehle Darken Rahls wurden befolgt, ganz gleich wie unsinnig sie waren, oder man wurde zu Tode gefoltert.«

»Und welchen Lord Rahl respektiert Ihr?«

»Ich würde für jeden Lord Rahl mein Leben hergeben.« Nach kurzem Zögern legte sie die Fingerspitzen auf das rote Leder über ihrem Herzen. »Aber für niemanden sonst könnte ich so empfinden. Ich ... liebe Lord Rahl. Nicht, wie Ihr ihn liebt, nicht so, wie eine Frau einen Mann liebt, aber Liebe ist es trotzdem. Manchmal träume ich davon, wie stolz ich bin, ihm zu dienen und ihn zu verteidigen, und manchmal habe ich Albträume, ich könnte ihn enttäuschen.«

Eine plötzliche Befürchtung ließ Cara die Stirn runzeln. »Ihr werdet ihm doch nicht erzählen, ich hätte gesagt, dass ich ihn liebe, oder? Er darf auf keinen Fall davon erfahren.«

Kahlan lächelte. »Ich glaube, Cara, das weiß er längst, schließlich hegt er für Euch ganz ähnliche Gefühle, aber wenn Ihr es wünscht, werde ich kein Wort darüber verlieren.«

Cara seufzte erleichtert. »Gut.«

»Und wie kam es, dass Ihr so für ihn empfindet?«

»Das hat viele Gründe ... Er möchte, dass wir für uns selber denken. Er erlaubt uns, ihm zu dienen – aus freien Stücken. Kein Lord Rahl zuvor hat das je getan. Ich weiß genau, wenn ich ihn verlassen wollte, würde er mich freigeben. Er würde mich dafür niemals zu Tode foltern lassen, sondern mir ein glückliches Leben wünschen.«

»Das ist es, was Ihr unter anderem an ihm so schätzt: Er hat sich niemals angemaßt, einen Anspruch auf Euer Leben zu besitzen. Er ist der festen Überzeugung, dass ein solcher Anspruch von Rechts wegen niemals existieren kann. Zum ersten Mal seit Eurer Gefangennahme und Ausbildung zur Mord-Sith habt Ihr ein Gefühl davon bekommen, was wahre Freiheit ist.

Genau das ist es, Cara, was Richard sich für alle wünscht.«

Sie machte eine wegwerfende Handbewegung, so als wollte sie den Ernst der ganzen Angelegenheit von sich weisen. »Es wäre dumm von ihm, mir die Freiheit zu schenken, wenn ich ihn darum bitte. Dafür braucht er mich viel zu sehr.«

»Ihr müsst ihn nicht um Eure Freiheit bitten, Cara, das wisst Ihr doch. Ihr habt sie längst, und dass Ihr das wisst, habt Ihr ebenfalls ihm zu verdanken. Das macht ihn zu einem Anführer, dem zu folgen eine Ehre ist. Deswegen empfindet Ihr so für ihn. Er hat Eure Treue verdient.«

Cara dachte darüber nach.

»Ich glaube trotzdem, dass er den Verstand verloren hat.«

In der Vergangenheit hatte Richard mehr als einmal seiner Überzeugung Ausdruck verliehen, dass die Menschen richtig handeln, vorausgesetzt, man gibt ihnen Gelegenheit dazu. Genau das hatte er bei den Mord-Siths getan, und das war es auch, was er im Fall des Volkes von Anderith getan hatte. Jetzt jedoch ...

Kahlan unterdrückte ihre innere Erregung. »Nicht den Verstand, Cara, aber vielleicht seinen Mut.«

Cara bemerkte den Ausdruck auf Kahlans Gesicht und tat den Ernst der Angelegenheit lächelnd mit einem Achselzucken ab. »Vermutlich werden wir ihn einfach dazu bekehren müssen, die Dinge so zu sehen, wie sie sich entwickeln – und ihm ein wenig Vernunft beibringen müssen.«

Cara tupfte die Reste einer Träne fort, die über Kahlans Wange kullerte.

»Was meint Ihr, könnt Ihr mir vielleicht die alberne Holzschüssel geben, bevor er zurückkommt?«

Cara nickte und bückte sich, um sie vom Boden aufzuheben. Bereits jetzt ärgerte sich Kahlan, denn sie wusste, wie weh es tun würde, doch leider führte kein Weg daran vorbei.

Cara richtete sich auf, die flache Schüssel in der Hand. »Bevor diese Männer kamen, hatte ich vor, ein Feuer anzuzünden und ein wenig Wasser aufzusetzen. Ich wollte Euch ein Bad im Bett bereiten – Ihr wisst schon, mit einem Lappen, etwas Seife und einem Eimer warmes Wasser. Dazu werde ich wohl erst kommen, wenn wir an unserem Ziel angelangt sind.«

Die traumhafte Vorstellung, sich wenigstens ein bisschen

frisch und sauber zu fühlen, ließ Kahlan halb die Augen schließen. Sie fand, dass sie ein Bad noch nötiger hätte als die hölzerne Schüssel, um sich zu erleichtern.

»Wenn Ihr das für mich tun könntet, Cara, werde ich Euch die Füße küssen, sobald es mir wieder besser geht, und Euch für die bedeutendste Stellung vorschlagen, die ich mir vorstellen kann.«

»Ich bin eine Mord-Sith.« Cara wirkte verduzt. Schließlich zog sie die Decke herunter. »Eine wichtigere Stellung gibt es nicht – außer vielleicht die der Gemahlin des Lord Rahl. Da er bereits eine Frau hat und ich bereits eine Mord-Sith bin, werde ich mich damit zufriedengeben müssen, mir die Füße küssen zu lassen.«

Kahlan lachte amüsiert in sich hinein, ein stechender Schmerz durch Unterleib und Brust setzte dem jedoch jäh ein Ende.

Richard ließ sich Zeit mit seiner Rückkehr. Cara hatte Kahlan zwei Tassen kalten, stark mit Kräutern versetzten Tees trinken lassen, um die Schmerzen zu betäuben. Schon bald würde sie sich in einem Dämmerzustand befinden, auch wenn sie nicht richtig schlafen würde. Kahlan hatte Caras Wunsch, sich auf die Suche nach Richard zu machen, gerade nachgeben wollen, als er sich aus einiger Entfernung rufend zu erkennen gab.

»Habt Ihr einen der Männer gesehen?«, fragte Cara, als er in der Tür erschien.

Richard wischte sich die Schweißperlen mit einem Finger aus der Stirn. Das feuchte Haar klebte ihm im Nacken. »Nein. Sie sind bestimmt nach Kernland gegangen, um sich zu betrinken und sich gegenseitig aufzuwiegeln. Wenn sie wiederkommen, sind wir längst weg.«

»Ich bin immer noch der Meinung, wir sollten uns auf die Lauer legen und dem Spuk ein Ende machen«, murmelte Cara. Richard achtete nicht auf sie.

»Ich habe ein paar junge, kräftige Bäume geschlagen und ent-

astet und daraus mithilfe von ein wenig Segeltuch eine Bahre gebaut.« Er trat näher und versetzte Kahlans Kinn mit seinen Knöcheln einen leichten Stups, wie um Kahlan spielerisch Mut zu machen. »Von jetzt an bleibst du einfach auf der Bahre liegen, und wenn wir dich in den Wagen und wieder herausheben können, ohne ...« Er hatte diesen Blick in seinen Augen – diesen Blick, der ihr in der Seele wehtat. Er zeigte ihr ein Lächeln. »Für Cara und mich wird es dadurch leichter werden.«

Kahlan versuchte, der Vorstellung mit Fassung zu begegnen. »Dann sind wir also so weit?«

Er schlug die Augen nieder und nickte.

»Gut«, antwortete Kahlan gut gelaunt. »Ich bin genau in der richtigen Stimmung für einen netten, kleinen Ausflug. Ich würde gerne etwas von der Landschaft sehen.«

Er lächelte, ein wenig überzeugender diesmal, wie sie fand. »Den sollst du bekommen. Er wird uns an einen wunderschönen Ort führen. Bei dem langsamen Tempo, das wir anschlagen müssen, wird es ein Weilchen dauern, bis wir dort sind, aber der lange Weg lohnt sich, du wirst schon sehen.«

Kahlan versuchte gleichmäßig weiterzuatmen. Immer wieder sprach sie in Gedanken seinen Namen und redete sich ein, dass sie ihn diesmal nicht vergessen würde, dass sie ihren eigenen Namen nicht vergessen würde. Sie konnte es nicht ausstehen, Dinge zu vergessen, sie kam sich albern vor, Dinge zu erfahren, die sie eigentlich wissen musste, die ihr aber entfallen waren. Diesmal würde sie sich erinnern.

»Und, werde ich aufstehen und zu Fuß gehen müssen? Oder wirst du dich wie ein Kavalier benehmen und mich tragen?«

Er beugte sich vor und gab ihr einen Kuss auf die Stirn – die einzige Partie ihres Gesichts, wo die sanfte Berührung seiner Lippen ihr nicht wehtat. Er sah hinüber zu Cara und bedeutete ihr mit einem Neigen des Kopfes, Kahlans Beine zu übernehmen.

»Werden diese Männer lange brauchen, um sich zu betrinken?«, fragte Kahlan.

»Es ist erst Mittag. Sei unbesorgt, wir sind längst fort, wenn sie zurückkommen.«

»Tut mir leid, Richard. Ich weiß, du hast geglaubt, die Menschen aus deiner Heimat ...«

»Es sind Menschen genau wie alle anderen.«

Sie nickte und strich ihm dabei zärtlich über den Rücken seiner großen Hand. »Cara hat mir ein paar von deinen Kräutern gegeben. Ich werde lange schlafen, also nehmt auf mich keine Rücksicht – ich werde nichts spüren. Ich möchte nicht, dass du gegen all diese Männer kämpfen musst.«

»Ich habe nicht die Absicht zu kämpfen – ich möchte nur durch meine Wälder reisen.«

»Dann ist es gut.« Kahlan fühlte sich, als ob sich Dolche zwischen ihre Rippen bohrten, derweil ihr Atem hektischer zu werden begann. »Ich liebe dich nämlich, weißt du. Falls ich es zu erwähnen vergaß, ich liebe dich.«

Er versuchte trotz der Gequältheit in seinen grauen Augen zu lächeln. »Ich liebe dich auch. Versuch einfach, dich zu entspannen. Cara und ich werden so vorsichtig wie möglich sein. Wir werden gemächlich reisen, es besteht kein Grund zur Eile. Versuche nicht, uns zu helfen, entspann dich einfach. Du bist bereits auf dem Weg der Besserung, es wird also nicht allzu schlimm werden.«

Sie war bereits früher verwundet worden und wusste, dass es stets besser war, sich eigenständig zu bewegen, da man selbst am besten wusste, wie. Diesmal jedoch konnte sie sich nicht allein bewegen. Sie hatte eingesehen, das Schlimmste daran, verwundet zu sein, war, dass man sich von einem anderen bewegen lassen musste.

Als er sich vorbeugte, legte sie ihren rechten Arm um seinen Hals, während er seinen linken Arm vorsichtig unter ihre Schultern schob. Selbst dieses leichte Angehobenwerden löste eine Explosion von Schmerzen aus. Kahlan versuchte das glühende Stechen zu ignorieren und sich zu entspannen, indem sie in Gedanken ein ums andere Mal seinen Namen wiederholte.

»Richard«, bedrängte sie ihn mit leiser Stimme, unmittelbar bevor er seinen Arm unter ihr Gesäß schob, um sie hochzuheben. »Bitte ... denk daran, sei vorsichtig und tu dem Kleinen nicht weh.«

Zu ihrem Entsetzen sah sie ihn bei ihren Worten stutzen. Es dauerte eine Weile, bis er den Kopf hob und ihr in die Augen sah. Der Anblick ließ ihr fast das Herz stillstehen.

»Du erinnerst dich doch, Kahlan ... oder?«

»Erinnern?«

Seine Augen glänzten feucht. »Dass du das Kind verloren hast. Bei dem Überfall.«

Die Erinnerung traf sie wie ein Faustschlag und raubte ihr fast den Atem.

»... Ach ja ...«

»Ist alles in Ordnung mit dir?«

»Ja. Ich hatte es für einen Augenblick vergessen, habe einfach nicht nachgedacht. Jetzt weiß ich es wieder. Ich erinnere mich, du hast mir davon erzählt.«

Es stimmte tatsächlich. Ihr Kind, ihr Kind, das gerade erst in ihr zu wachsen begonnen hatte, war längst tot und existierte nicht mehr. Die Bestien, die über sie hergefallen waren, hatten ihr auch das genommen.

Alle Farbe, alles Leben schien aus der Welt zu weichen.

»Es tut mir so leid, Kahlan«, sagte er leise.

Sie strich ihm übers Haar. »Nein, Richard. Ich hätte daran denken müssen. Verzeih, dass ich es vergessen habe. Ich wollte nicht ...«

Er nickte.

Sie spürte, wie eine heiße Träne in die Kuhle ihres Halses tropfte, unmittelbar neben ihrer Halskette. Die Halskette mit ihrem kleinen dunklen Stein war ein Hochzeitsgeschenk der Hexe Shota, das Geschenk ein Waffenstillstandsangebot. Nach Aussage Shotas würde die Kette es ihnen ermöglichen, zusammen zu sein und sich zu lieben, wie sie es sich immer gewünscht

hatten, ohne dass Kahlan schwanger wurde. Richard und Kahlan hatten beschlossen, Shotas Geschenk, ihr Waffenstillstandsangebot, erst einmal widerstrebend anzunehmen. Sie hatten bereits genug Sorgen am Hals.

Eine Zeit lang jedoch, als die Chimären die Welt unsicher machten, hatte die Magie der Halskette versagt, ohne dass Richard und Kahlan davon wussten. Es war ein kleiner, aber wunderbarer Ausgleich für all die Schrecken gewesen, die die Chimären mit sich brachten, dass ihre Liebe dadurch einem Kind das Leben schenken konnte.

Jetzt war dieses Leben verloren.

»Bitte, Richard, lass uns aufbrechen.«

Er nickte abermals.

»Gütige Seelen«, sprach er leise zu sich selbst, so leise, dass sie ihn kaum hören konnte, »vergebt mir für das, was ich gleich tun werde.«

Sie klammerte sich um seinen Hals, sehnte sich danach, was jetzt geschehen würde – sie wollte vergessen.

Er hob sie an, so behutsam wie nur möglich. Es war, als wären an allen Gliedern wilde Hengste festgebunden, die alle im selben Augenblick sprungartig losgaloppierten. Ein Schmerz schien sie in ihrem Innersten zu zerfetzen, der Schock ließ sie die Augen aufreißen, ihr Atem stockte. Und dann schrie sie.

Die Schwärze überkam sie, als hätte jemand krachend die Tür eines Verlieses zugeschlagen.

4. KAPITEL

Ein Geräusch weckte sie so unvermittelt, als hätte jemand sie ins Gesicht geschlagen. Bewegungslos, wie tot, lag Kahlan mit weit aufgerissenen Augen auf dem Rücken und horchte. Das Geräusch war nicht einmal besonders laut gewesen, eher auf verstörende Weise vertraut. Es verhieß Gefahr.

Ihr gesamter Körper pochte vor Schmerzen, trotzdem war sie so wach wie scheinbar schon seit Wochen nicht mehr. Sie wusste nicht, wie lange sie geschlafen hatte oder gar bewusstlos gewesen war, doch war sie wach genug, um sich daran zu erinnern, dass der Versuch sich aufzusetzen ein schwerer Fehler wäre, denn so ungefähr das einzig Unversehrte an ihr war ihr rechter Arm. Einer der großen, kastanienbraunen Wallache schnaubte nervös, stampfte mit einem Huf und versetzte dem Wagen einen Ruck, gerade kräftig genug, um Kahlan an ihre gebrochenen Rippen zu erinnern.

Die stickige Luft roch, als würde es Regen geben, obwohl der auffrischende Wind ihr noch immer Staub in die Nase wehte. Die dunkle Masse des Blätterdachs über ihr schwankte hin und her, das Knarren der Äste ein Ausdruck ihrer Pein. Tiefrote und violette Wolken eilten lautlos dahin. Jenseits der Bäume und Wolken stand, hoch über ihrer Stirn, am blauschwarzen Himmel ein einzelner Stern. Sie wusste nicht, ob Morgen- oder Abenddämmerung herrschte, dem Gefühl nach ging jedoch ein Tag zu Ende.

Während ihr die Böen Strähnen ihres verdreckten Haars über das Gesicht schlugen, lauschte Kahlan so angestrengt wie nur

möglich auf jenes Geräusch, das nicht hierhergehörte, nach wie vor in der Hoffnung, es etwas Harmlosem zuordnen zu können. Da sie es nur im Tiefschlaf vernommen hatte, entzog sich sein Wesen auf frustrierende Weise ihrer bewussten Wahrnehmung.

Sie lauschte auch auf Geräusche von Richard und Cara, hörte aber nichts. Die beiden würden sie niemals allein lassen – das war vollkommen undenkbar, es sei denn, sie waren tot. Der Gedanke ließ sie erschrecken. Wie gerne hätte sie nach Richard gerufen und den unwillkommenen Gedanken als alberne Angst entlarvt, doch ihr Instinkt schrie sie förmlich an, sich ruhig zu verhalten.

Aus der Ferne ertönte ein metallisches Scheppern, dann ein Aufschrei. Vielleicht ein Tier, versuchte sie sich einzureden, Raben gaben manchmal die abscheulichsten Schreie von sich, ihre schrillen klagenden Laute konnten sehr menschlich klingen. Doch soweit sie wusste, machten Raben keine Geräusche wie von Metall.

Plötzlich ruckte der Wagen nach rechts. Ihr blieb die Luft weg, als die unerwartete Bewegung einen stechenden Schmerz hinter ihren Rippen auslöste. Jemand hatte sich mit seinem ganzen Gewicht auf den Tritt gestellt. Aus seiner unbekümmerten Achtlosigkeit gegenüber dem verletzten Passagier im Wageninnern schloss sie, dass es weder Richard noch Cara sein konnten. Aber wenn es nicht Richard war, wer dann? Gänsehaut kribbelte in ihrem Nacken. Wenn es nicht Richard war, wo steckte er dann?

Plumpe Finger packten die mit einem Tau befestigte Scheuerleiste an der Seitenstange des Wagens, deren schwielige Kuppen bis an die schmutzigen, abgenagten, winzigen halbmondförmigen Fingernägel reichten. Kahlan hielt den Atem an und hoffte, er würde nicht bemerken, dass sie im Wagen lag.

Ein Gesicht erschien. Verschlagene dunkle Augen blinzelten sie argwöhnisch an. Dem Mann fehlten die vier oberen Schneidezähne.

»Sieh mal einer an. Wenn das nicht das Weib von Richard Cypher ist.«

Kahlan lag da wie erstarrt. Es war genau wie in ihren Träumen. Einen Augenblick lang vermochte sie nicht zu entscheiden, ob es tatsächlich vielleicht nur das war, oder Wirklichkeit.

Sein Hemd hatte eine dunkle Patina aus Schmutz, so als würde es niemals, aus welchem Grund auch immer, ausgezogen. Die spärlichen, drahtigen Haare auf seinen fleischigen Wangen und am Kinn wirkten auf dem zerpflügten Acker seines pockennarbigen Gesichts wie junges Unkraut. Unten fehlten ebenfalls die Schneidezähne, und seine Zungenspitze verharrte halb herausgestreckt in der klaffenden Lücke seines blöden Grinsens.

Er hielt ein Messer hoch und zeigte es ihr, drehte es mal hier-, mal dorthin, fast als wollte er vor einem schüchternen Mädchen, das er hofierte, mit einem wertvollen Gegenstand aus seinem Besitz angeben. Ein ums andere Mal zuckten seine Augen zwischen dem Messer und Kahlan hin und her. Allem Anschein war das schlampig geschliffene Messer auf grobem Granit statt an einem richtigen Schleifstein geschärft worden; der schlecht gepflegte, billige Stahl war mit dunklen Rostflecken übersät, doch das machte die zerkratze und schartige Schneide nicht weniger tödlich. Sein niederträchtiges zahnloses Grinsen weitete sich vor Vergnügen, als ihr Blick der Klinge folgte und sie sah, wie diese die Luft zwischen ihnen mit Bedacht in Scheiben schnitt.

Sie zwang sich, ihm in seine dunklen, eingefallenen Augen zu blicken, die aus aufgedunsenen Schlitzen hervorlugten. »Wo ist Richard?«, verlangte sie in gleichmütigem Ton zu wissen.

»Der tanzt mit den Seelen in der Unterwelt.« Er neigte den Kopf zur Seite. »Wo ist dieses blonde Weibsstück? Die, von der meine Freunde sagen, sie hätten sie früher schon mal gesehen. Die mit dem frechen Mundwerk. Die, der die Zunge ein Stück kürzer gemacht gehört, bevor ich ihr das Gedärm rausreiß.«

Kahlan funkelte ihn an, um ihm zu zeigen, dass sie nicht die geringste Absicht hatte, ihm zu antworten. Als das grobschlächtige Messer näher kam, schlug ihr sein Gestank entgegen.

»Du bist bestimmt Tommy Lancaster.«

Das Messer hielt inne. »Woher weißt du das?«

Wut quoll tief aus ihrem Innern empor. »Richard hat mir von dir erzählt.«

Die Augen funkeln bedrohlich; sein Grinsen wurde breiter. »Ach ja? Was hat er denn erzählt?«

»Dass du ein hässliches, zahnloses Schwein bist, das sich jedes Mal beim Grinsen in die Hosen macht. Dem Geruch nach hatte er damit recht.«

Das verschlagene Feixen ging in ein Stirnrunzeln über. Er richtete sich auf dem Tritt stehend auf und beugte sich mitsamt Messer in den Wagen. Genau darauf hatte Kahlan gewartet – er sollte so nahe kommen, dass sie ihn berühren konnte.

Mithilfe der aus einem ganzen Leben voller Erfahrung gewonnenen Disziplin legte sie ihre Verärgerung ab und machte sich die Ruhe einer Konfessor zu eigen, die sich einer bestimmten Handlungsweise ganz verschrieben hat. Hatte eine Konfessor einmal den Entschluss gefasst, ihre Kraft zu entfesseln, schien sich das Wesen der Zeit selbst zu verändern.

Sie brauchte ihn nur zu berühren.

Die Kraft einer Konfessor war zum Teil von ihrer körperlichen Verfassung abhängig. Sie wusste nicht, ob sie in ihrem verletzten Zustand fähig sein würde, die erforderliche Kraft aufzubringen, und wenn, ob sie deren Entfesselung überleben würde, sie wusste nur eins, sie hatte keine Wahl. Einer von ihnen würde in Kürze sterben. Vielleicht beide.

Er stützte sich mit dem Ellbogen auf der Seitenstange ab. Die Hand mit dem Messer hielt auf ihre entblößte Kehle zu. Statt das Messer im Auge zu behalten, beobachtete Kahlan die winzigen Narben, die seine Knöchel mit einem Geflecht aus staubigen weißen Fäden überzogen. Als seine Faust nahe genug war,

machte sie ihre entscheidende Bewegung und wollte nach seinem Handgelenk greifen.

Völlig überraschend stellte sie fest, dass sie fest in die blaue Decke gehüllt war. Sie hatte nicht mitbekommen, dass Richard sie auf die von ihm angefertigte Trage gelegt hatte. Man hatte die Decke um sie gewickelt und unter den Stangen der Trage festgesteckt, um sie so ruhig wie möglich zu halten und zu verhindern, dass sie sich verletzte, wenn der Wagen fuhr. Ihr Arm war in einem Stück Stoff gefangen, das ihr Leichentuch zu werden drohte.

Heiße Panik loderte auf, als sie sich bemühte, ihren rechten Arm freizubekommen. Sie lieferte sich einen verzweifelten Wettlauf mit der Klinge, die auf ihre Kehle zuhielt. Messergleich bohrte sich der Schmerz in ihre gebrochenen Rippen, während sie mit der Decke rang. Sie hatte keine Zeit zu schreien oder verzweifelt darüber zu fluchen, dass sie versehentlich in der Falle saß. Ihre Finger bekamen eine Stofffalte zu fassen, daran zerrte sie, um ein loses Stück unter der Trage, auf der sie lag, hervorzuziehen und ihren Arm befreien zu können.

Kahlan brauchte ihn nur zu berühren, aber genau das war ihr verwehrt! Sein Messer würde der einzige Berührungspunkt zwischen ihnen sein. Sie konnte nur darauf hoffen, dass er sie mit den Knöcheln streifte oder er ihr, wenn er ansetzte, um ihr die Kehle aufzuschlitzen, vielleicht so nahe kam, dass sie ihr Kinn gegen seine Hand pressen konnte. Dann konnte sie ihre Kraft entfesseln, falls sie noch lebte – und er nicht gleich zu Anfang zu tief schnitt.

Die Zeit schien sich zur Ewigkeit zu dehnen, während sie sich wand und an der Decke zerrte, sie seine über ihrem entblößten Hals schwebende Hand beobachtete, sie bange darauf wartete, endlich ihre Kraft freisetzen zu können – und sie noch immer lebte. Dabei wusste sie, dass sie den schlitzenen Schnitt der derben Klinge jetzt jeden Augenblick spüren würde.

Es kam völlig anders als erwartet.

Tommy Lancaster wurde unter einem ohrenbetäubenden Kreischen zurückgerissen. Schlagartig kehrte die Welt rings um Kahlan in einem Tumult aus Geräusch und Bewegung zurück, als sie unvermittelt von ihrer Absicht Abstand nahm. Hinter seinem Rücken hatte sie Cara erblickt, die Zähne wild entschlossen zusammengebissen. In ihrem makellosen Rot glich sie einem kostbaren Rubin hinter einem Klumpen Dreck.

Den Rücken krümmend, in den man ihm den Strafer presste, konnte Tommy Lancaster noch weniger darauf hoffen, sich von Cara loszureißen, als hätte sie ihn mit einem Fleischerhaken aufgespießt. Seine Qualen hätten nicht grausamer, seine Schreie nicht quälender sein können.

Während er auf die Knie sank, schob sich Caras Strafer langsam hoch und seitlich um seinen Brustkorb. Jede Rippe, die der Strafer überquerte, brach mit dem scharfen Knacken eines brechenden Astes. Ein kräftiges Rot, ihrem Leder ebenbürtig, sickerte zwischen seinen Knöcheln hervor und lief an seinen Fingern hinab, das Messer fiel klirrend auf den steinigen Boden. Der dunkle Fleck an der Seite seines Hemdes schwoll immer mehr an, bis das Blut von den heraushängenden Schößen tropfte.

Cara, ganz erbarmungslose Vollstreckerin, sah über ihm stehend zu, wie er um Gnade bettelte. Statt sie zu gewähren, presste sie den Strafer gegen seinen Hals und folgte ihm bis hinunter auf den Boden. Seine Augen waren aufgerissen und rundum weiß, als er qualvoll erstickte.

Es war eine langsame, schmerzreiche Reise in den Tod. Tommy Lancasters Arme und Beine krümmten sich, als er in seinem eigenen Blut zu ertrinken begann. Cara hätte ihm ein rasches Ende bereiten können, doch sah es nicht so aus, als hätte sie die Absicht, das zu tun. Dieser Mann hatte Kahlan töten wollen, und für dieses Verbrechen plante Cara, einen hohen Tribut zu fordern.

»Cara!« Kahlan war überrascht, dass sie so viel Energie in ihren Ruf legen konnte. Cara sah über ihre Schulter. Tommy Lan-

casters Hände gingen zu seinem Hals, und er schnappte keuchend nach Luft, als sie sich aufrichtete und über ihn stellte. »Lasst gut sein, Cara. Wo ist Richard? Vielleicht braucht er unsere Hilfe.«

Cara beugte sich über Tommy Lancaster, presste ihm den Strafer auf die Brust und drehte. Sein linkes Bein trat einmal aus, seine Arme fielen schlaff zur Seite, dann rührte er sich nicht mehr.

Bevor Cara oder Kahlan ein Wort hervorbringen konnten, kam Richard, das Gesicht in kaltem Zorn erstarrt, auf den Wagen zugesprintet. Er hatte sein Schwert zur Hand, dessen Klinge dunkel und feucht schimmerte.

Kaum hatte Kahlan sein Schwert erblickt, begriff sie, was sie geweckt hatte. Das Geräusch war das Schwert der Wahrheit gewesen, das seine Ankunft in der Abendluft verkündete. Im Schlaf hatte ihr Unterbewusstsein das einzigartige Klirren von Stahl wiedererkannt, das das Schwert der Wahrheit beim Gezo-genwerden erzeugte, und instinktiv hatte sie die Gefahr erfasst, die dieses Geräusch bedeutete.

Richard würdigte den leblosen Körper zu Caras Füßen nur eines flüchtigen Blicks.

»Alles in Ordnung mit dir?«

Kahlan nickte. »Es geht mir gut.« Verspätet, und doch mit einem Gefühl des Triumphes ob ihrer Leistung, zog sie ihren Arm unter der Decke hervor.

Richard wandte sich zu Cara. »Ist sonst noch jemand die Straße heraufgekommen?«

»Nein. Nur dieser eine hier.« Sie deutete mit ihrem Strafer auf das am Boden liegende Messer. »Er wollte der Mutter Konfessor die Kehle durchschneiden.«

Wäre Tommy Lancaster nicht bereits tot gewesen, Richards zorniger Blick hätte ihm den Rest gegeben. »Ich hoffe, Ihr habt es ihm nicht leicht gemacht.«

»Nein, Lord Rahl. Er hat seine letzte Schandtat bereut – dafür habe ich gesorgt.«

Richard deutete mit seinem Schwert auf das umliegende Gelände. »Bleibt hier und haltet die Augen offen. Wir haben sie bestimmt alle erwischt, trotzdem werde ich mich vergewissern, dass niemand zurückgeblieben ist, um uns aus einer anderen Richtung zu überraschen.«

»Niemand wird in die Nähe der Mutter Konfessor gelangen, Lord Rahl.«

Staub stieg auf im trüben Licht, als er einem der beiden im Geschirr wartenden Pferde einen beruhigenden Klaps auf die Schulter gab. »Ich möchte sofort nach meiner Rückkehr aufbrechen. Uns dürfte noch genügend Mondlicht bleiben – wenigstens noch für ein paar Stunden. Ungefähr vier Stunden die Straße hoch kenne ich einen sicheren Ort, wo wir ein Lager aufschlagen können. Dort hätten wir das alles hier ein gutes Stück hinter uns gelassen.«

Er deutete mit seinem Schwert. »Schleift seine Leiche dort drüben hinter das Gestrüpp und wälzt ihn über den Abgrund hinunter in die Schlucht. Es wäre mir ganz lieb, wenn man die Leichen erst fände, sobald wir längst über alle Berge sind. Hier draußen werden sie wahrscheinlich nur Tiere finden, trotzdem möchte ich kein Risiko eingehen.«

Cara krallte ihre Faust in Tommy Lancasters Haare. »Mit Vergnügen.« Er war kräftig gebaut, trotzdem bereitete sein Gewicht ihr keine Mühe.

In der aufziehenden Dunkelheit trabte Richard geräuschlos davon. Kahlan lauschte auf das Geräusch der über den Erdboden schleifenden Leiche. Sie hörte das Knacken kleiner Äste, als Cara die schwere Last durch das Gestrüpp zerrte, dann die dumpfen Schläge und das Prasseln von Geröll, als Tommy Lancasters Leiche sich einen steilen Hang hinunterstürzend überschlug. Es dauerte lange, bis Kahlan den letzten Aufschlag auf dem Grund der Schlucht vernahm.

Gemächlichen Schritts kam Cara zum Wagen zurückgeschlendert. »Alles in Ordnung mit Euch?«

Kahlan sah die Frau unter halb geöffneten Lidern hervor an.
»Er hätte mich um ein Haar erwischt, Cara.«

Cara ließ ihren langen, blonden Zopf über ihre Schulter schnellen, während sie das umliegende Gelände absuchte.
»Nein, hätte er nicht. Ich stand die ganze Zeit hier, unmittelbar hinter ihm. Eigentlich hätte er meinen Atem im Nacken spüren müssen. Ich habe sein Messer keinen Moment aus den Augen gelassen, er hatte keine Chance, Euch etwas anzutun.«
Sie erwiderte Kahlans Blick. »Ihr habt mich doch bestimmt gesehen?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Ach. Ich dachte, Ihr hättet mich bemerkt.« Mit leicht verlegener Miene steckte sie das längere Stück ihrer Handschuhstulpen hinter ihren Gürtel und schlug den Rest nach vorn um.
»Vermutlich lagt Ihr im Wagen zu tief, um mich hinter ihm sehen zu können. Ich hatte mein ganzes Augenmerk auf ihn gerichtet. Ich wollte es nicht so weit kommen lassen, dass er Euch erschreckt.«

»Wenn Ihr die ganze Zeit dort wart, wieso habt Ihr dann zugelassen, dass er mich fast umbringt?«

»Er hat Euch nicht fast umgebracht.« Cara lächelte freudlos.
»Ich wollte nur, dass er das glaubt. Der Schock und das Entsetzen sind größer, wenn man jemanden glauben macht, er habe bereits gewonnen. Es raubt einem Mann allen Mut, wenn man ihn auf frischer Tat ertappt.«

In Kahlans Kopf drehte sich alles, daher beschloss sie, nicht weiter nachzuhaken. »Was wird hier eigentlich gespielt? Was ist passiert? Wie lange habe ich geschlafen?«

»Wir sind seit zwei Tagen unterwegs. Ihr seid zwischenzeitlich immer wieder aufgewacht, aber in den wachen Phasen habt Ihr nichts mitbekommen. Lord Rahl war ziemlich gereizt, weil er Euch wehtun musste, um Euch in den Wagen zu verfrachten, und weil er Euch . . . etwas erzählen musste, was Ihr vergessen hattet.«

Kahlan wusste, was Cara meinte: ihr totes Kind. »Und die Männer?«

»Sie sind uns nachgegangen. Aber diesmal war Lord Rahl nicht bereit, mit ihnen zu diskutieren.« Das schien ihr besonders zu gefallen. »Er wusste frühzeitig, dass sie kommen würden, es traf uns also nicht unvorbereitet. Als sie sich auf uns stürzten, einige mit eingelegten Pfeilen, andere mit gezogenen Schwertern oder Äxten, rief er ihnen etwas zu – um ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Meinung noch zu ändern.«

»Er hat versucht, sie zur Vernunft zu bringen? Selbst da noch?«

»Na ja, das gerade nicht. Er erklärte ihnen, sie sollten friedlich nach Hause gehen, oder sie würden alle sterben.«

»Und was geschah dann?«

»Sie lachten alle. Es schien sie nur noch anzuspornen. Sie griffen mit erhobenen Schwertern und Äxten an, Pfeile schwirrten. Also floh Lord Rahl in die Wälder.«

»Er tat was?«

»Bevor sie angriffen, erklärte er mir, er werde sie dazu verleiten, ihm nachzusetzen. Als Lord Rahl davonrannte, rief der, der dachte, er könnte Euch die Kehle durchschneiden, die anderen sollten sich »Richard schnappen und ihn diesmal endgültig fertig machen«. Lord Rahl hatte gehofft, sie alle von Euch fortlocken zu können, und als dieser eine sich dann stattdessen über Euch hermachte, warf er mir einen Blick zu, dass ich sofort wusste, was er von mir wollte.«

Cara verschränkte die Hände hinter dem Rücken, blickte suchend in die aufziehende Dunkelheit und hielt Wache für den Fall, dass noch einmal jemand versuchen sollte, sie zu überraschen. Kahlans Gedanken kehrten zurück zu Richard und wie er sich, ganz auf sich gestellt, gefühlt haben musste, als sie ihm alle hinterherjagten.

»Wie viele waren es?«

»Ich habe sie nicht gezählt. Vielleicht zwei Dutzend.«

»Ihr habt Richard mit zwei Dutzend Männern, die ihn alle verfolgten, allein gelassen? Zwei Dutzend Männer, die ganz versessen darauf waren, ihn zu töten?«

Cara warf Kahlan einen fassungslosen Blick zu. »Hätte ich Euch schutzlos zurücklassen sollen? Obwohl ich wusste, dass dieser zahnlose Rohling es auf Euch abgesehen hatte? Lord Rahl hätte mir bei lebendigem Leib das Fell über die Ohren gezogen, wenn ich Euch allein zurückgelassen hätte.«

Groß und schlank, die Schultern durchgedrückt, das Kinn erhoben, wirkte Cara so zufrieden wie eine Katze, die sich die Überreste einer Maus von den Schnurrbarthaaren leckt. Plötzlich begriff Kahlan: Richard hatte ihr Leben Cara anvertraut; und die Mord-Sith hatte dieses Vertrauen gerechtfertigt.

Kahlan spürte, wie ein Lächeln die halb verheilten Platzwunden auf ihren Lippen spannte. »Ich hätte nur gerne gewusst, dass Ihr die ganze Zeit dort steht. Dass ich die Holzschale jetzt nicht mehr brauche, habe ich Euch zu verdanken.«

Cara lachte nicht. »Eigentlich solltet Ihr das wissen, Mutter Konfessor, ich würde niemals zulassen, dass einem von Euch beiden etwas zustößt.«

Ebenso plötzlich, wie er verschwunden war, tauchte Richard wieder aus dem Schatten auf. Er gab den Pferden einen beruhigenden Klaps. Im Vorübergehen sah er kurz nach ihren Halsgurten, den Zugketten und der Trennstange, um sich zu vergewissern, dass alles sicher befestigt war.

»Irgendwelche Zwischenfälle?«, fragte er Cara.

»Nein, Lord Rahl. Alles ruhig.«

Er beugte sich in den Wagen und lächelte. »Tja, da du gerade wach bist, was hältst du davon, wenn ich dich ganz romantisch im Mondschein spazieren fahre?«

Sie legte ihm die Hand auf den Unterarm. »Ist mit dir alles in Ordnung?«

»Mir geht es gut. Kein einziger Kratzer.«

»Das meinte ich nicht.«

Sein Lächeln erlosch. »Sie haben versucht, uns umzubringen. Soeben hat Westland durch die Einflussnahme der Imperialen Ordnung die ersten Verluste erlitten.«

»Aber du kanntest sie.«

»Das gibt ihnen kein Recht auf Mitgefühl, das wäre vollkommen unangebracht. Wie viele Tausend habe ich gesehen, die getötet wurden, seit ich von hier fortgegangen bin? Trotzdem konnte ich nicht einmal die Männer, mit denen ich aufgewachsen bin, von der Wahrheit überzeugen. Ich konnte sie nicht einmal dazu bewegen, mir unvoreingenommen zuzuhören. All der Tod und das Leid, das ich gesehen habe, gehen letzten Endes auf Männer wie diese zurück – Männer, die sich weigern, die Augen aufzumachen.

Ihre vorsätzliche Dummheit gibt ihnen kein Recht auf mein Blut oder mein Leben. Sie haben sich ihren Weg selber ausgesucht. Endlich haben sie einmal den Preis dafür bezahlt.«

In ihren Augen sprach so kein Mann, der im Begriff war, den Kampf aufzugeben. Er hatte das Schwert noch immer in der Hand, stand noch immer unter der Herrschaft seines Zorns. Kahlan strich ihm über den Arm, um ihm zu zeigen, dass sie verstand. Für sie war offensichtlich, dass er bitter bereute, was er hatte tun müssen, obwohl er sich zu Recht verteidigt hatte und er noch immer vom Zorn des Schwertes erfüllt war. Hätten die Männer stattdessen ihn getötet, sie hätten nicht nur keine Reue empfunden, sondern seinen Tod als großen Sieg gefeiert.

»Gefährlich war es trotzdem – sich von all den Männern jagen zu lassen.«

»Nein, war es nicht. Ich habe sie aus offenem Gelände unter die Bäume gelockt, sie mussten absteigen. Der Boden dort ist felsig und man hat einen schlechten Stand, daher konnten sie weder alle gleichzeitig noch genügend schnell über mich herfallen, wie sie dies auf offener Straße hätten tun können.

Als das Licht schwächer wurde, glaubten sie, das sei für sie von Vorteil, doch das war es nicht. Zwischen den Bäumen ist es

noch dunkler. Ich trage größtenteils Schwarz, und da es warm ist, hatte ich mein goldenes Cape hier im Wagen zurückgelassen. Das bisschen Gold an meiner übrigen Kleidung verwischt die Umrisse eines Mannes bei fast völliger Dunkelheit eher, was es ihnen zusätzlich erschwert hat, mich zu sehen.

Nachdem ich Albert niedergestreckt hatte, wurden sie endgültig vollkommen kopflos und kämpften nur aus blanker Wut – bis sie das erste Blut und die ersten Toten sahen. Diese Männer sind Raufereien gewöhnt, aber keinen Kampf auf Leben und Tod. Sie dachten, sie hätten mit uns leichtes Spiel – sie waren geistig nicht darauf vorbereitet, um ihr Leben zu kämpfen. Als sie erkannten, was wirklich geschah, rannten sie um ihr Leben, jedenfalls die, die noch übrig waren. Dies sind meine Wälder. In ihrer Panik verloren sie die Orientierung und verliefen sich zwischen den Bäumen. Ich schnitt ihnen den Weg ab und machte dem Spuk ein Ende.«

»Habt Ihr sie alle erwischt?«, fragte Cara aus Sorge, jemand könnte entkommen sein und ihnen noch mehr Männer auf die Fersen hetzen.

»Ja. Die meisten von ihnen kannte ich, außerdem hatte ich mir ihre Zahl gemerkt. Ich habe die Toten gezählt, um sicherzugehen, dass ich alle erwischt hatte.«

»Wie viele waren es?«, fragte Cara.

Richard drehte sich um und nahm die Zügel in die Hand. »Für das, was sie vorhatten, nicht genug.« Er schnalzte mit der Zunge und ließ die Pferde anziehen.

5. KAPITEL

Richard stand auf und zog sein Schwert. Als dessen charakteristisches Geräusch diesmal in die Nacht hinaushallte, lag Kahlan wach. Instinktiv war ihr erster Gedanke, sich aufzusetzen. Noch bevor sie Zeit fand, sich eines Besseren zu besinnen, war Richard bereits in die Hocke gegangen und hatte sie mit sanfter Hand zurückgehalten. Sie hob gerade weit genug ihren Kopf, um zu erkennen, dass es Cara war, die einen Mann in den grellen, flackernden Schein des Lagerfeuers führte. Richard schob sein Schwert zurück in die Scheide, als er sah, wen Cara bei sich hatte: Captain Meiffert, den d'haranischen Offizier, der sie bereits in Anderith begleitet hatte.

Noch bevor es zu einer anderen Form der Begrüßung kam, ließ der Mann sich auf die Knie fallen und beugte sich vor, bis er mit der Stirn den weichen, mit Fichtennadeln übersäten Untergrund berührte.

»Herrscher Rahl, führe uns. Herrscher Rahl, lehre uns. Herrscher Rahl, beschütze uns. In deinem Licht gedeihen wir. In deiner Gnade finden wir Schutz. Deine Weisheit erfüllt uns mit Demut. Wir leben nur, um zu dienen. Unser Leben gehört dir.«

Als er auf die Knie sank, um die Andacht, wie sie genannt wurde, zu sprechen, beobachtete Kahlan, wie Cara beinahe reflexartig mit ihm auf die Knie ging, so eingefleischt war dieses Ritual. Alle D'Haraner sprachen dieses Bittgebet an ihren Lord Rahl. An der Front wurde es gewöhnlich einmal, zu bestimmten Anlässen auch dreimal aufgesagt. Im Palast des Volkes in D'Hara

versammelte sich der größte Teil der Bevölkerung zweimal täglich, um die Andacht ausgiebig zu psalmodieren.

Während seiner Zeit als Gefangener Darken Rahls war auch Richard von einer Mord-Sith auf die Knie gezwungen worden und hatte diese Andacht, oft in fast demselben Zustand wie Tommy Lancaster unmittelbar vor seinem Tod, stundenlang hintereinander aufsagen müssen. Jetzt huldigten die Mord-Siths, wie alle D'Haraner, in dieser Weise Richard. Wenn die Mord-Siths diese Wendung der Ereignisse als unwahrscheinlich erachteten oder darin eine Ironie sahen, so sprachen sie es zumindest niemals offen aus. Viel unwahrscheinlicher fanden viele von ihnen den Umstand, dass Richard sie nicht allesamt hatte hängen lassen, nachdem er ihr Lord Rahl geworden war.

Dabei war es Richard gewesen, der herausgefunden hatte, dass die Andacht an den Lord Rahl tatsächlich das überlebende Zeugnis der Bande war, einer uralten Magie, ins Leben gerufen von einem seiner Vorfahren, um das Volk der D'Haraner vor den Traumwandlern zu schützen. Lange Zeit hatte man geglaubt, die Traumwandler – von Zauberern als Waffe während jenes nahezu vergessenen Krieges in grauer Vorzeit geschaffen – seien vom Angesicht der Welt verschwunden. Das Heraufbeschwören merkwürdiger und vielfältiger Fähigkeiten – das Versehen der Menschen mit unnatürlichen Eigenschaften, gegen ihren Willen oder nicht – war einst eine geheimnisvolle Kunst gewesen, deren Resultate stets zumindest unvorhersehbar, oft ungewiss und manchmal auf gefährliche Weise instabil waren. Irgendwie war ein Funke dieser böartigen Manipulationen, die dreitausend Jahre im Verborgenen auf der Lauer gelegen hatten, von Generation zu Generation weitergegeben worden, bis er sich in der Person Kaiser Jagangs schließlich aufs Neue entzündet hatte.

Kahlan wusste so manches über die Umwandlung lebender Wesen zu einem bestimmten Zweck – Konfessoren gehörten ebenso zu diesen Menschen wie einst die Traumwandler. Sie sah in Jagang ein von Magie geschaffenes Ungeheuer und wusste,

dass viele Menschen in ihr dasselbe sahen. Manche Menschen hatten blondes Haar oder braune Augen, sie war dazu geboren, groß zu werden, mit Haaren von einer warmen braunen Farbe, mit grünen Augen und den Fähigkeiten einer Konfessor, dabei hatte sie ebenso Freude an den Dingen, lachte sie ebenso gerne und hatte sie die gleichen Wünsche wie jene, die mit blondem Haar oder braunen Augen, aber ohne die speziellen Fähigkeiten einer Konfessor geboren wurden.

Kahlan machte aus triftigen moralischen Gründen von ihrer Kraft Gebrauch. Zweifellos glaubte Jagang dasselbe von sich, und selbst wenn nicht, so glaubten dies ganz sicher die meisten seiner Anhänger.

Auch Richard war mit einer verborgenen Kraft geboren worden. Der uralte, mit seiner Person verbundene Schutzmechanismus der Bande wurde an jeden mit der Gabe gesegneten Rahl weitervererbt. Ohne den Schutz der Bande zu Richard – dem Lord Rahl – ob förmlich ausgesprochen oder als tiefe, stillschweigende Verwandtschaft empfunden – war jedermann Jagangs Macht als Traumwandler ausgeliefert.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Veränderungen, die Zauberer bei lebenden Menschen bewirken, war die Fähigkeit einer Konfessor stets lebendig geblieben; zumindest galt dies bis zur Ermordung aller anderen Konfessoren auf Befehl Darken Rahls. Jetzt, da es solche Zauberer mit ihren ganz besonders ausgebildeten Zauberkünsten nicht mehr gab, würde die Konfessorenmagie nur weiterexistieren, wenn Kahlan Kinder bekam.

Gewöhnlich brachten Konfessoren Mädchen zur Welt, aber nicht immer. Ursprünglich war die Kraft einer Konfessor ausschließlich dafür geschaffen und bestimmt gewesen, von Frauen eingesetzt zu werden. Wie alle anderen Zaubermittel, die den Menschen von der Natur nicht vorgesehene Fähigkeiten eröffneten, hatte auch dieses unvorhergesehene Folgen: Es stellte sich heraus, dass auch die männlichen Kinder einer Konfessor diese Kraft besaßen. Nachdem man hatte erfahren müssen, wie tü-

ckisch sich diese Kraft bei Männern auswirken konnte, sonderte man alle männlichen Kinder bedenkenlos als minderwertig aus.

Dass Kahlan ein männliches Kind zur Welt bringen könnte, entsprach exakt den Befürchtungen der Hexe Shota. Shota war sich sehr wohl bewusst, dass Richard niemals wegen früherer Schandtaten männlicher Konfessoren der Tötung seines und Kahlans Sohn zustimmen würde. Auch Kahlan würde niemals zulassen, dass Richards Sohn getötet wurde. Die Unfähigkeit einer Konfessor, aus Liebe zu heiraten, hatte früher stets als eine der Begründungen dafür herhalten müssen, dass sie die Praxis der Kindestötung gefühlsmäßig ertrug. Indem er herausfand, wie er und Kahlan sich vereinigen konnten, hatte Richard auch diese Gleichung verändert.

Aber Shota hatte nicht einfach nur Angst, Kahlan könnte einen männlichen Konfessor gebären, ihre Befürchtungen bezogen sich auf etwas von möglicherweise weitaus größerem Gewicht – sie konnte einen männlichen Konfessor zur Welt bringen, der Richards Gabe besaß. Shota hatte geweissagt, Kahlan und Richard würden ein männliches Kind zeugen; ein solches Kind galt in Shotas Augen als bösesartiges Ungeheuer, dessen Gefährlichkeit jedes Begriffsvermögen sprengte, daher hatte sie geschworen, ihren Nachwuchs zu beseitigen. Um es gar nicht erst so weit kommen zu lassen, hatte sie ihnen jene Halskette geschenkt, die verhindern sollte, dass Kahlan schwanger wurde ...

Kahlan fiel auf, dass Captain Meiffert die Andacht ein drittes Mal sprach, während Caras Lippen sich synchron zu seinen bewegten. Das leise Psalmodieren ließ Kahlan schläfrig werden.

Für Kahlan war es ein Luxus, unten im geschützten Lager bei Richard und Cara neben dem warmen Feuer liegen zu können, statt im Wagen bleiben zu müssen, zumal die Nacht kalt und feucht geworden war. Dank der Trage fiel es ihnen leichter, sie zu transportieren, ohne ihr übermäßig wehzutun.

Sie befanden sich weit abseits der schmalen, einsamen Straße, auf einer kleinen, in einem Spalt einer steilen Felswand verbor-

genen Lichtung hinter einem dichten, ausgedehnten, mit Kiefern und Fichten bestandenen Waldstück. Eine kleine Wiese nahebei diente als versteckte Koppel für die Pferde. Richard und Cara hatten den Wagen von der Straße herunter und hinter ein Gewirr aus abgestorbenem Holz gezogen und unter Fichten und Balsamzweigen versteckt. Niemand außer einem seinem Lord Rahl über die Bande verbundenen D'Haraner hatte mehr als eine geringfügige Chance, sie in dem ebenso end- wie weglosen Wald jemals aufzuspüren.

Der geschützte Flecken besaß eine Feuergrube, die Richard bei einem früheren Aufenthalt vor fast einem Jahr ausgehoben und mit einem Ring aus Steinen versehen hatte; seitdem war sie nicht mehr benutzt worden. Eine vorstehende Felsplatte ungefähr sechs oder sieben Fuß über ihnen verhinderte, dass der Schein des Lagerfeuers die Felswand hinaufleuchtete, und trug dazu bei, dass das Lager versteckt blieb. Dank ihrer Schräge blieben sie trotz des leichten Nieselregens, der mittlerweile eingesetzt hatte, geborgen und trocken. Da obendrein noch Nebel aufkam, war der Ort der geschützte und sicherste Lagerplatz, den Kahlan je gesehen hatte. Richard hatte also Wort gehalten.

Es hatte eher sechs als vier Stunden gedauert, den Lagerplatz zu erreichen. Kahlan zuliebe hatte Richard nur ein langsames Tempo angeschlagen. Es war spät, und der lange Reisetag hatte sie alle ermüdet, von dem Überfall ganz zu schweigen. Richard hatte ihr erklärt, dass es so aussah, als könnte es ein oder zwei Tage lang regnen, und dass sie im Lager bleiben und sich ausruhen würden, bis das Wetter aufklarte. Sie hatten es nicht eilig, an ihr Ziel zu gelangen.

Nach der dritten Andacht erhob sich Captain Meiffert wandelnd. Er klopfte sich mit seiner rechten Faust zum Gruß auf das Leder über seinem Herzen. Richard lächelte, woraufhin sich die beiden zu einer weniger förmlichen Begrüßung an den Unterarmen fassten.

»Wie geht es Euch, Captain?« Richard ergriff den Ellbogen

des Mannes. »Was ist passiert? Seid Ihr etwa von Eurem Pferd gestürzt?«

Der Captain warf einen Blick auf Cara, die neben ihm stand. »Aber nein, mir geht es gut, Lord Rahl. Wirklich.«

»Ihr seht aus, als wärt Ihr verletzt.«

»Ich habe mir von Eurer Mord-Sith nur ein wenig ... die Rippen kitzeln lassen, das ist alles.«

»Aber nicht so fest, dass sie hätten brechen können«, spottete Cara.

»Tut mir aufrichtig leid, Captain. Wir hatten heute früh ein wenig Ärger. Zweifellos war Cara um unsere Sicherheit besorgt, als sie Euch im Dunkeln näher kommen sah.« Richards Blick schwenkte hinüber zu Cara. »Trotzdem hätte sie ein wenig vorsichtiger sein sollen, sonst läuft sie noch Gefahr, jemanden zu verletzen. Ich bin sicher, es tut ihr leid, und sie möchte sich entschuldigen.«

Cara zog ein sauertöpfisches Gesicht. »Es war dunkel. Ich bin nicht bereit, unsinnige Risiken einzugehen, wenn das Leben des Lord Rahl auf dem Spiel steht ...«

»Das will ich auch nicht hoffen«, warf Captain Meiffert ein, bevor Richard ihr einen Verweis erteilen konnte. Er sah Cara lächelnd an. »Einmal wurde ich von einem kräftigen Schlachtross getreten. Wie Ihr mich niedergeschlagen habt, das war gekannter, Herrin Cara. Es freut mich zu sehen, dass sich Lord Rahls Leben in fähigen Händen befindet. Wenn ein paar schmerzende Rippen der Preis dafür sind, so bin ich gern bereit, ihn zu bezahlen.«

Caras Gesicht hellte sich auf. Das unkomplizierte Entgegenkommen des Captains nahm der möglicherweise brenzligen Situation jegliche Schärfe.

»Falls Euch die Rippen plagen, so lasst es mich wissen«, erwiderte Cara trocken. »Ich werde mir etwas ausdenken, damit Ihr Euch wieder besser fühlt.« Richard funkelte sie in der darauffolgenden Stille zornig an, woraufhin sie, sich verlegen am

Ohr kratzend, schließlich hinzufügte: »Wie auch immer, es tut mir leid. Aber ich wollte kein Risiko eingehen.«

»Wie ich bereits sagte, einen solchen Preis bin ich gerne bereit zu zahlen. Ich möchte Euch für Eure Umsicht danken.«

»Was führt Euch her, Captain?«, fragte Richard. »Hat General Reibisch Euch geschickt, um nachzusehen, ob Lord Rahl verrückt geworden ist?«

Obwohl man es im Schein des Feuers unmöglich erkennen konnte, war Kahlan sicher, dass der Mann tiefrot anlief. »Nein, selbstverständlich nicht, Lord Rahl. Der General wollte nur, dass Ihr einen umfassenden Bericht erhaltet.«

»Verstehe.« Richards Blick streifte den Topf mit ihrem Abendessen. »Wann habt Ihr das letzte Mal gegessen, Captain? Ihr wirkt ein wenig mitgenommen, von den schmerzenden Rippen mal abgesehen.«

»Nun, äh, ich bin scharf geritten, Lord Rahl. Ich glaube, gestern habe ich etwas gegessen, aber es geht mir ausgezeichnet. Ich kann etwas bekommen, sobald ich ...«

»So setzt Euch doch.« Richard machte eine einladende Handbewegung. »Erlaubt, dass ich Euch etwas Warmes zu essen hole. Das wird Euch guttun.«

Während der Mann sich zögernd auf dem moosbewachsenen Boden neben Kahlan und Cara niederließ, löffelte Richard etwas Reis mit Bohnen in einen Napf und schnitt ein großes Stück Hafermehlkuchen von dem Laib ab, den er zum Abkühlen auf den Rost neben das Feuer gelegt hatte, anschließend reichte er dem Mann den Napf. Captain Meiffert sah keine Möglichkeit, sich dem zu entziehen; plötzlich befand er sich in der Situation, von keinem Geringeren als dem Lord Rahl persönlich bedient zu werden, und fühlte sich zutiefst gepeinigt.

Richard war gezwungen, ihm das Essen ein zweites Mal anzubieten, bevor er es entgegennahm. »Nur etwas Reis mit Bohnen, Captain. Es ist schließlich nicht so, als würde ich Euch Caras Hand anbieten.«

Cara brach in schallendes Gelächter aus. »Mord-Siths heiraten nicht. Sie nehmen sich einen Gatten, wenn es sie nach ihm verlangt – er hat darauf keinerlei Einfluss.«

Richard sah zu ihr hoch. Richards Tonfall entnahm Kahlan, dass er mit der Bemerkung keine besondere Absicht verfolgt hatte – trotzdem schloss er sich Caras Gelächter nicht an. Er wusste nur zu gut, wie zutreffend ihre Bemerkung war. Der Vorgang hatte mit Liebe nichts zu tun, ganz im Gegenteil. Während alles verlegen schwieg, wurde Cara bewusst, was sie gesagt hatte, und sie beschloss, ein paar Zweige klein zu brechen und damit das Feuer zu füttern.

Kahlan wusste, dass Denna, jene Mord-Sith, die Richard gefangen genommen hatte, ihn zu ihrem Gatten gemacht hatte, und das wusste auch Cara. Manchmal, wenn Richard erschrocken aus dem Schlaf hochfuhr und sich an sie klammerte, fragte sich Kahlan, ob seine Albträume von Dingen in seiner Fantasie oder von der Wirklichkeit handelten. Wenn sie ihm dann einen Kuss auf seine schweißnasse Stirn gab und sich nach seinen Träumen erkundigte, konnte er sich nie daran erinnern; wenigstens dafür war sie dankbar.

Richard zog einen langen Stock aus dem Feuer, der an einem der Steine aus dem Ring gelehnt hatte. Mit dem Finger schob er mehrere brutzelnde Speckscheiben vom Stock in den Napf des Captains, anschließend legte er das Stück Brotfladen obenauf. Sie hatten eine Menge verschiedenartiger Nahrungsmittel dabei, sodass Kahlan gezwungen war, sich den Wagen mit all den Vorräten zu teilen, die Richard auf ihrem Weg nach Norden, nach Kernland, zusammengestellt hatte.

»Danke«, stammelte Captain Meiffert. Er strich sich seine blonde Mähne aus dem Gesicht. »Es sieht köstlich aus.«

»Das ist es auch«, bestätigte Richard. »Ihr habt Glück. Heute Abend habe ich das Essen zubereitet, und nicht Cara.«

Cara, stolz darauf, eine schlechte Köchin zu sein, lächelte, als sei dies ein besonderer Vorzug.

Kahlan war sicher, dass diese Episode immer wieder vor weit aufgerissenen Augen und ungläubig stauenden Mienen erzählt werden würde: Lord Rahl setzte einem seiner Soldaten persönlich das Essen vor. Aus der Art, wie der Captain das Essen hinunterschlang, schloss Kahlan, dass er wahrscheinlich länger als nur einen Tag nichts gegessen hatte.

Er schluckte einen Bissen hinunter und sah auf. »Mein Pferd.« Er machte Anstalten aufzustehen. »Als Herrin Cara ... ich habe mein Pferd vergessen. Ich muss ...«

»Esst Ihr mal ruhig weiter.« Richard erhob sich und versetzte Captain Meiffert einen Schulterklaps, damit er Platz behielt. »Ich wollte ohnehin nach unseren Pferden sehen, also kann ich mich auch um das Eure kümmern. Bestimmt möchte es ebenfalls einen Schluck Wasser und etwas Hafer.«

»Aber Lord Rahl, ich kann unmöglich zulassen, dass Ihr ...«

»Esst. Das spart uns Zeit. Wenn ich zurückkomme, habt Ihr aufgegessen, dann könnt Ihr mir Euren Bericht geben.« Richards Umriss verschmolzen mit den Schatten, bis man nur noch seine Stimme hörte. »Ich fürchte allerdings, ich habe noch immer keine Befehle für General Reibisch.«

In der Stille nahmen die Grillen ihr rhythmisches Gezirp wieder auf. In einiger Entfernung hörte Kahlan den Ruf eines Nachtvogels. Jenseits der nahen Bäume wieherten die Pferde zufrieden, vermutlich, als Richard sie begrüßte. Ab und zu verirrte sich eine feine Nebelschwade unter den Felsvorsprung und benetzte ihr die Wange. Sie wünschte sich, sie könnte sich auf die Seite drehen und die Augen schließen. Richard hatte ihr ein wenig Kräutertee eingeflößt, der sie schläfrig zu machen begann. Wenigstens betäubte er auch die Schmerzen.

»Wie geht es Euch, Mutter Konfessor?«, erkundigte sich Captain Meiffert. »Alle sind furchtbar in Sorge wegen Euch.«

Es geschah nicht oft, dass eine Konfessor solch aufrichtiger und herzlicher Anteilnahme begegnete. Die einfache Frage des jungen Mannes war so ehrlich, dass sie Kahlan fast zu Tränen rührte.

»Ich befinde mich auf dem Weg der Besserung, Captain. Erzählt allen, sobald ich ein wenig Zeit gefunden habe, mich zu kurieren, werde ich wieder ganz gesund sein. Wir sind unterwegs zu einem ruhigen Ort, wo ich die frische Luft des kommenden Sommers genießen und ein wenig Ruhe und Erholung finden kann. Noch vor dem Herbst wird es mir wieder besser gehen, da bin ich ganz sicher. Lord Rahl wird dann hoffentlich auch nicht mehr so ... besorgt um mich sein und sich wieder den Kriegsgeschäften widmen können.«

Der Captain lächelte. »Alle werden erleichtert sein zu hören, dass Ihr im Begriff seid, wieder gesund zu werden. Ich kann Euch gar nicht sagen, wie viele Menschen mich darauf angesprochen haben, ich solle ihnen bei meiner Rückkehr berichten, wie es Euch geht.«

»Richtet ihnen aus, ich würde wieder ganz gesund und möchte sie bitten, sich nicht mehr um mich zu sorgen, sondern auf sich selber aufzupassen.«

Er aß einen weiteren Löffel. Kahlan sah ihm an den Augen an, dass seine Besorgnis noch einen anderen Grund hatte. Es dauerte eine Weile, bevor er darauf zu sprechen kam.

»Wir machen uns auch Sorgen, Ihr und Lord Rahl könntet Schutz benötigen.«

Cara, die ohnehin schon aufrecht saß, gelang es, ihren Rücken noch mehr durchzudrücken und dieser kaum merklichen Veränderung der Körperhaltung etwas Bedrohliches zu verleihen. »Lord Rahl und die Mutter Konfessor sind keinesfalls schutzlos, Captain, sie haben mich. Alles, was über eine Mord-Sith hinausgeht, wäre nichts weiter als ein bisschen bunter Flitter auf der Uniform eines Offiziers.«

Diesmal gab er nicht klein bei. Seine Stimme war erfüllt vom unmissverständlichen Ton der Autorität. »Dies ist weder eine Frage mangelnden Respekts, Herrin Cara, noch habe ich irgend etwas unterstellen wollen. Ich habe, wie Ihr, gelobt, für ihre Sicherheit zu sorgen, und das ist meine eigentliche Sorge. Diese

mit Flitter besetzte Uniform ist dem Feind schon einmal zur Verteidigung von Lord Rahl entgegengetreten, und ich vermag mir nicht recht vorzustellen, dass eine Mord-Sith mich aus keinem anderen Grund als primitivem Stolz von dieser Pflicht abhalten will.«

»Wir befinden uns auf dem Weg an einen entlegenen und abgesehenen Ort«, warf Kahlan ein, bevor Cara etwas erwidern konnte. »Ich denke, unsere Einsamkeit und Cara werden uns ausreichend Schutz bieten. Sollte Lord Rahl etwas anderes wünschen, so wird er es bestimmt sagen.«

Er akzeptierte die Antwort mit einem zögernden Nicken; der letzte Teil entschied die Angelegenheit ohnehin.

Als Richard Kahlan nach Norden gebracht hatte, hatte er ihre Gardetruppen zurückgelassen. Wie sie wusste, war dies in voller Absicht geschehen und gehörte vermutlich zu den Dingen, die er überzeugt war tun zu müssen. Richard stand der Idee von Schutz keineswegs ablehnend gegenüber, auch früher schon hatte er akzeptiert, dass Truppen sie begleiteten. Cara hatte ebenfalls hartnäckig auf die Sicherheit bestanden, die der Begleitschutz dieser Truppen bot. Etwas anderes war es jedoch, wenn Cara dies gegenüber Captain Meiffert eingestehen sollte.

In Anderith hatten sie eine Menge Zeit mit dem Captain und seinen Elitetruppen verbracht. Kahlan kannte ihn als hervorragenden Offizier, ihrer Einschätzung nach ging er auf Mitte zwanzig zu – wahrscheinlich war er schon seit einem Jahrzehnt Soldat und hatte bereits eine Reihe von Feldzügen mitgemacht, von kleinen Aufständen bis hin zur offenen Feldschlacht. Die klaren, gesunden Züge seines Gesichts waren gerade erst im Begriff, einen erwachsenen Ausdruck anzunehmen.

Über die Jahrtausende hatten sich andere Kulturen durch Krieg, Völkerwanderung und Besatzung mit der d'haranischen vermengt und ein Völkergemisch hervorgebracht. Groß gewachsen und breitschultrig, wiesen die blonden Haare und blauen Augen Captain Meiffert als D'Haraner aus, das Gleiche galt für

Cara. Bei reinblütigen D’Haranern waren die Bande am stärksten ausgeprägt.

Nachdem er etwa die Hälfte seines Reisgerichts gegessen hatte, schaute er über seine Schulter in die Dunkelheit, wo Richard verschwunden war. Er erfasste sowohl Cara als auch Kahlan mit einem Blick aus seinen ernsten blauen Augen.

»Ich möchte nicht, dass es abwertend oder persönlich klingt, und ich hoffe nicht, dass ich damit einen Fauxpas begehe, aber dürfte ich Euch eine heikle Frage stellen?«

»Dürft Ihr, Captain«, erwiderte Kahlan. »Aber ich kann nicht versprechen, dass wir sie beantworten.«

Die letzte Bemerkung gab ihm einen Augenblick zu denken, doch dann fuhr er fort. »General Reibisch und einige der anderen Offiziere ... nun, es hat besorgte Diskussionen über Lord Rahl gegeben. Wir vertrauen ihm natürlich«, beeilte er sich hinzuzufügen. »Das tun wir wirklich. Es ist nur so, dass ...«

»Was macht Euch denn so besorgt, Captain?«, warf Cara ein, deren Stirn zusehends faltiger wurde. »Wo Ihr ihm doch so vertraut.«

Er rührte mit seinem Holzlöffel im Napf. »Ich war während der ganzen Geschichte in Anderith dabei. Ich weiß, wie hart er gearbeitet hat – und Ihr ebenfalls, Mutter Konfessor. Kein Lord Rahl vor ihm war jemals so um die Wünsche der Menschen besorgt. In der Vergangenheit zählten allein die Wünsche des Lord Rahl. Dann plötzlich, nach alledem, lehnen die Menschen sein Angebot ab – und damit auch ihn als Person. Er schickt uns zur Hauptstreitmacht zurück und verlässt uns einfach, um« – er deutete um sich – »hierherzukommen. Mitten ins Nirgendwo. Um ein Eremit zu werden oder so was Ähnliches.« Er hielt inne und suchte nach den passenden Worten. »Wir können das ... nicht so recht verstehen.«

Er schaute vom Feuer auf und sah ihnen wieder in die Augen, während er fortfuhr. »Wir sind besorgt, Lord Rahl könnte seinen Kampfeswillen verloren haben – und dass ihn das einfach

alles nicht mehr interessiert. Oder hat er ... vielleicht Angst zu kämpfen?»

Der Ausdruck auf seinem Gesicht verriet Kahlan, dass er Repressalien befürchtete, weil er diese Dinge ansprach und diese Fragen stellte, doch offenbar war das Bedürfnis nach einer Antwort so groß, dass er bereit war, dieses Risiko einzugehen. Aus demselben Grund war er vermutlich selbst gekommen, um Bericht zu erstatten, statt einfach einen Boten zu schicken.

»Ungefähr sechs Stunden bevor er diesen netten Eintopf aus Reis mit Bohnen fürs Abendessen kochte«, erwiderte Cara in beiläufigem Ton, »tötete er mehrere Dutzend Männer. Ganz allein. Hackte sie in Stücke, wie ich es noch nie gesehen habe. Die Grausamkeit hat sogar mich schockiert. Nur einen einzigen Mann ließ er für mich übrig, was ziemlich unfair von ihm war, wie ich finde.«

»Diese Neuigkeiten wird man gerne hören. Vielen Dank, dass Ihr mir davon erzählt, Herrin Cara.«

»Er kann keine Befehle erteilen«, sagte Kahlan, »weil er felsenfest davon überzeugt ist, dass seine Beteiligung an der Truppenführung im Kampf gegen die Armee der Imperialen Ordnung derzeit zu einer Niederlage unsererseits führen würde. Er glaubt, wenn er sich vorzeitig in den Kampf einmischt, haben wir keine Aussicht, jemals zu gewinnen. Er glaubt, den richtigen Augenblick abwarten zu müssen, das ist alles. Mehr steckt nicht dahinter.«

Kahlan fühlte sich ein wenig zerrissen, dass sie dazu beitrug, Richards Verhalten zu rechtfertigen, wo sie doch selbst nicht völlig damit einverstanden war. Im Moment hielt sie es für erforderlich, die Vorhut der Armee der Imperialen Ordnung im Auge zu behalten und ihr keine Gelegenheit zu geben, die Völker der Neuen Welt nach Belieben auszuplündern und abzuschlachten.

Der Captain ließ sich das durch den Kopf gehen, während er ein Stück Fladenbrot verspeiste. Die Stirn in Falten gelegt,

gestikulierte er mit dem Stück, das übrig blieb. »Es existiert eine Schlachttheorie für diese Art von Strategie. Solange man noch Einfluss darauf hat, greift man nur an, wenn man selbst die Bedingungen bestimmt und nicht der Feind.« Er dachte einen Augenblick darüber nach und wurde immer lebhafter. »Trotz der Schäden, die der Feind in der Zwischenzeit anrichten kann, ist es besser, für einen Angriff den rechten Zeitpunkt abzuwarten, als zur Unzeit in die Schlacht zu ziehen. Ein solches Vorgehen wäre ein Zeichen von Unbeherrschtheit.«

»Das ist wohl wahr.« Kahlan zog ihren Arm zurück und drückte das rechte Handgelenk gegen die Stirn. »Vielleicht könnt Ihr es den anderen Offizieren in ebendiesen Worten erklären – dass es noch nicht an der Zeit ist, Befehle auszugeben, und er erst den richtigen Augenblick abwarten will. Ich denke, das unterscheidet sich nicht wirklich von der Erklärung, die Richard uns gegeben hat, aber vielleicht stößt eine solche Formulierung auf größeres Verständnis.«

Der Captain verspeiste seinen Fladenbrotrest und schien darüber nachzudenken. »Ich vertraue Lord Rahl mein Leben an und weiß, die anderen tun das auch, aber ich denke, eine solche Erklärung für seine Zurückhaltung bei der Befehlsausgabe wird alle beruhigen. Jetzt verstehe ich, warum er uns verlassen musste – er wollte damit der Versuchung widerstehen, sich in den Kampf zu stürzen, bevor die Zeit gekommen ist.«

Gerne wäre Kahlan von der Begründung ebenso überzeugt gewesen wie der Captain. Sie musste an Caras Frage denken, die hatte wissen wollen, wie sich das Volk Richard gegenüber beweisen konnte. Sie wusste, dass eine zweite Abstimmung für ihn nicht infrage kam, andererseits sah sie keine andere Möglichkeit.

»Ich würde Lord Rahl gegenüber nichts davon erwähnen«, sagte sie. »Es fällt ihm schwer – keine Befehle erteilen zu können. Er versucht zu tun, was er für richtig hält, aber es ist nicht einfach, dieser Linie treu zu bleiben.«

»Verstehe, Mutter Konfessor. »Seine Weisheit erfüllt uns mit Demut. Wir leben nur um zu dienen. Unser Leben gehört ihm.«

Kahlan betrachtete die glatten Züge und den schlichten Schnitt seines jungen, vom tanzenden Schein des Feuers beleuchteten Gesichts. Sie erkannte in diesem Gesicht etwas von dem, was Richard ihr vorhin hatte erklären wollen. »Richard ist nicht der Ansicht, dass Euer Leben ihm gehört, Captain, vielmehr glaubt er, dass es jedem Einzelnen selbst gehört und von unschätzbarem Wert ist. Dafür kämpft er.«

Er wählte seine Worte mit Bedacht. Auch wenn der Umstand, dass sie die Mutter Konfessor war, ihn nicht beunruhigte, da er nicht in Angst vor der Kraft und der Herrschaft einer solchen Frau aufgewachsen war, so war sie doch immer noch die Gemahlin des Lord Rahl.

»Die meisten von uns sehen durchaus, wie sehr er sich vom vorherigen Lord Rahl unterscheidet. Ich will nicht behaupten, dass wir ihn voll und ganz verstehen, aber wir wissen, dass er kämpft, um etwas zu verteidigen, und nicht um der Eroberung willen. Als Soldat weiß ich, welchen Unterschied es ausmacht, ob man daran glaubt, wofür man kämpft, denn ...«

Der Captain wich ihrem harten Blick aus. Er nahm einen kleinen Zweig aus dem Feuerholz und tippte damit eine Weile auf den Boden. Seine Stimme bekam etwas Gequältes. »... denn man verliert etwas sehr Kostbares, wenn man Menschen tötet, die einem niemals etwas angetan haben.«

Das Feuer knackte und zischte, als er langsam in der Glut stocherte. Funken stoben wirbelnd in die Höhe und wallten zu allen Seiten unter dem Felsvorsprung hervor.

Cara betrachtete ihren Strafer, während sie ihn zwischen ihren Fingern rollte. »Und Ihr ... empfindet ebenso?«

Captain Meiffert sah Cara in die Augen. »Mir war zuvor nie recht bewusst, was das in mir anrichtet. Ich hatte keine Ahnung. Dank Lord Rahl bin ich stolz darauf, D'Haraner zu sein. Es ist sein Verdienst, dass das für etwas steht, was richtig ist ... das

war früher nie der Fall. Ich dachte immer, die Dinge sind so, wie sie sind, und werden sich niemals ändern.«

Caras Blick löste sich, als sie ihm insgeheim mit einem Nicken recht gab. Kahlan vermochte sich bestenfalls vorzustellen, wie das Leben unter dieser Art von Herrschaft ausgesehen hatte und was sie den Menschen antat.

»Ich bin froh, dass Ihr versteht, Captain«, sagte Kahlan leise. »Deswegen ist er so sehr um Euch alle besorgt. Er möchte, dass Ihr ein Leben führt, auf das Ihr stolz sein könnt. Ein Leben, das Euch gehört.«

Er ließ den Zweig ins Feuer fallen. »Er wollte, dass das gesamte Volk Anderiths sein Schicksal in die eigenen Hände nimmt, und möchte, dass wir unser Leben schätzen lernen. Die Abstimmung galt eigentlich nicht ihm, sondern ihnen. War ihm diese Abstimmung deswegen so wichtig?«

»So ist es«, bestätigte Kahlan knapp, aus Angst, ihre Stimme über Gebühr zu strapazieren.

Er rührte mit dem Löffel in seinem Abendessen, um es abzukühlen. Das war längst nicht mehr nötig, dessen war sie sicher. Vermutlich waren seine Gedanken aufgewühlter als alles, was sich auf seinem Teller befand.

»Wisst Ihr«, sagte er, »ich habe die Menschen unten in Anderith erzählen hören, Richard Rahl sei ebenso böse wie Darken Rahl, weil der sein Vater war. Es hieß, sein Vater habe Böses getan und deshalb könne Richard vielleicht gelegentlich Gutes tun, doch ein guter Mensch *sein* könne er niemals.«

»Das habe ich auch gehört«, sagte Cara. »Nicht nur in Anderith, sondern an vielen Orten.«

»Aber das ist nicht wahr. Wie kommen die Menschen darauf, diese Verbrechen könnten auf jemanden übergehen, der sie niemals begangen hat, nur weil ein Elternteil grausam war? Und dass dieser Mensch sein Leben lang Wiedergutmachung zu leisten hat? Die Vorstellung, meine Kinder, sollte ich jemals das Glück haben, welche zu bekommen, müssten ewig für all das

Unrecht leiden, das ich in Darken Rahls Diensten begangen habe, behagt mir ganz und gar nicht.« Er sah zu Kahlan und Cara hinüber. »Diese Art von Voreingenommenheit ist ungerrecht.«

Als niemand darauf antwortete, starrte Cara in die Flammen.

»Ich habe unter Darken Rahl gedient. Ich kenne den Unterschied zwischen den beiden Männern.« Seine schäumende Wut ließ ihn die Stimme senken. »Es ist verkehrt, dass die Menschen die Schuld für Darken Rahls Verbrechen seinem Sohn zuschieben.«

»Da habt Ihr recht«, murmelte Cara. »Die beiden mögen sich ein wenig ähnlich sehen, aber keiner, der beiden Männern in die Augen gesehen hat, so wie ich, könnte auch nur auf den Gedanken kommen, es handele sich um dieselbe Art von Mensch.«

6. KAPITEL

Captain Meiffert verzehrte den Rest seiner Bohnen mit Reis schweigend. Cara reichte ihm ihren Wasserschlauch. Lächelnd nahm er ihn entgegen und bedankte sich mit einem Nicken. Sie füllte ihm einen zweiten Napf aus dem Topf und schnitt ihm ein weiteres Stück Fladenbrot ab; von einer Mord-Sith statt von Lord Rahl bedient zu werden, schien ihn nur unerheblich weniger zu peinigen. Cara amüsierte sich über seinen Gesichtsausdruck, nannte ihn »Mein Flitter« und trug ihm auf, alles aufzuessen. Er tat es, während sie auf das Knacken des Feuers und das leise Plätschern von Wasser lauschten, das von den Fichtennadeln auf den Teppich aus Blättern und anderen Ablagerungen des Waldbodens tropfte.

Richard kehrte zurück, schwer beladen mit der Schlafdecke und den Satteltaschen des Captains. Er ließ alles neben dem Offizier zu Boden gleiten, schüttelte das Wasser von sich ab und ließ sich neben Kahlan nieder. Dann bot er ihr einen Schluck aus einem vollen Wasserschlauch an, den er mitgebracht hatte. Sie nahm nur einen kleinen Zug; sie war mehr daran interessiert, ihm ihre Hand aufs Bein legen zu können.

Richard gähnte. »Also, Captain Meiffert, Ihr sagtet, der General wünscht, dass Ihr mir ausgiebig Bericht erstattet?«

»So ist es, Sir.« Der Captain setzte zu einer langen und umständlichen Darstellung des Zustandes der Armee im Süden an, wie sie draußen in der Ebene stationiert sei, welche Pässe im Gebirge bewacht wurden und wie man plante, das Gelände zu nut-

zen, sollte die Imperiale Ordnung plötzlich aus Anderith heraufmarschieren und nach Norden in die Midlands einfallen. Er berichtete über den Gesundheitszustand der Soldaten und die Vorratslage – beides gut. Die andere Hälfte von General Reibichs d’haranischen Streitkräften stand unten in Anderith und sicherte die Stadt, und Kahlan war erleichtert zu hören, dass dort alles zum Besten stand.

Captain Meiffert gab sämtliche Nachrichten weiter, die man aus allen Teilen der Midlands erhalten hatte, darunter auch aus Kelton und Galea, zwei der größten Länder der Midlands, die mittlerweile mit dem neuen d’haranischen Reich verbündet waren. Die verbündeten Länder leisteten einen Beitrag zur Versorgung der Armee, stellten darüber hinaus Männer für die wechselnden Patrouillen bereit, kundschafteten das ihnen vertrautere Land aus und übernahmen andere Arbeiten.

Kahlans Halbbruder, Harold, hatte die Nachricht überbracht, der Zustand von Cyrilla, Kahlans Halbschwester, habe sich gebessert. Cyrilla war ehemals Königin Galeas gewesen. Nach ihrer brutalen Behandlung in Feindeshand war sie seelisch aus dem Gleichgewicht geraten und nicht mehr imstande, ihr Amt als Königin zu bekleiden. In einem ihrer seltenen wachen Augenblicke hatte sie Kahlan aus Sorge um ihr Volk gebeten, an ihrer Stelle Königin zu werden. Kahlan hatte widerstrebend eingewilligt, aber darauf bestanden, dass dies nur gelte, bis es Cyrilla wieder besser ging. Nur wenige hatten geglaubt, sie würde jemals ihren Verstand wiedererlangen, offenbar deutete jedoch alles darauf hin, dass sie sich wieder erholen würde.

Um die aufgepeitschten Wogen in Galeas Nachbarland Kelton zu glätten, hatte Richard Kahlan darüber hinaus zur Königin Keltons ernannt. Als Kahlan davon erfuhr, was Richard getan hatte, hatte sie es zuerst für Irrsinn gehalten. So seltsam diese Übereinkunft war, sie stellte beide Länder zufrieden und brachte ihnen nicht nur Frieden untereinander, sondern führte

sie auch in den Schoß jener Länder, die vereint gegen die Imperiale Ordnung kämpften.

Cara war angenehm überrascht, als sie erfuhr, eine Reihe von Mord-Siths sei – für den Fall, dass Lord Rahl sie brauchte – im Palast der Konfessoren in Aydindril eingetroffen. Berdine würde sich bestimmt freuen, einige ihrer Mord-Sith-Schwestern in Aydindril um sich zu haben.

Kahlan vermisste Aydindril. Vermutlich ließ sich der Ort, an dem man aufgewachsen war, nie ganz aus dem Herz verbannen. Als sie dabei an Richard dachte, versetzte ihr das einen kummervollen Stich.

»Das dürfte Rikka sein«, sagte Cara strahlend. »Wartet, bis sie den neuen Lord Rahl kennenlernt«, fügte sie im Flüsterton hinzu. Die Vorstellung war für sie offenbar noch mehr ein Grund zu lächeln.

Kahlans Gedanken kehrten zu den Menschen zurück, die sie der Imperialen Ordnung ausgeliefert hatten – oder präziser, die sich für die Imperiale Ordnung entschieden hatten. »Habt Ihr irgendwelche Berichte aus Anderith erhalten?«

»Ja, von einer Reihe von Soldaten, die wir dorthin entsandt hatten. Ich fürchte, wir haben dabei auch einige verloren. Wer zurückkam, berichtete, die vergifteten Gewässer hätten weniger feindliche Verluste bewirkt als erhofft. Nachdem die Imperiale Ordnung dahintergekommen war, dass ihre Soldaten starben oder erkrankten, ging sie dazu über, die dortige Bevölkerung alles vorkosten zu lassen. Ein Teil starb oder wurde krank, doch weit verbreitet war das nicht. Der Einsatz der Bevölkerung als Vorkoster für Wasser und Lebensmittel ermöglichte es ihnen, die vergifteten Nahrungsmittel auszusortieren und zu vernichten. Die Armee hatte in letzter Zeit einfach alles beschlagnahmt – sie verbraucht Nahrungsmittel in ungeheuren Mengen.«

Angeblich hatte die Imperiale Ordnung die größte Armee seit Menschengedenken aufgestellt. Kahlan wusste, dass die Berichte

größtenteils der Wahrheit entsprachen. Die Armee dieses Ordens übertraf die gegen sie aufgestellten Truppen D'Haras und der Midlands vielleicht um das Zehn- oder gar Zwanzigfache – einigen Berichten zufolge sogar um mehr – und ließ diese im Vergleich kümmerlich erscheinen. In manchen Berichten wurde behauptet, die Streitkräfte der Neuen Welt seien im Verhältnis eins zu hundert in der Minderheit, doch das tat Kahlan als ausgesprochene Panikmache ab. Sie wusste nicht, wie lange die Imperiale Ordnung Anderith aussaugen würde, bevor sie weiterzog, oder ob sie aus der Alten Welt mit Nachschub versorgt wurde. Anders war es ohnehin nicht möglich – bis zu einem gewissen Grade jedenfalls.

»Wie viele Kundschafter und Spione haben wir verloren?«, fragte Richard.

Captain Meiffert sah auf. Es war das erste Mal, dass Richard eine Frage stellte. »Möglicherweise werden sich einige von ihnen noch zurückmelden, aber wahrscheinlich haben wir fünfzig bis sechzig Mann verloren.«

Richard seufzte. »Und General Reibisch ist der Meinung, diese Information war es wert, die Männer zu verlieren?«

Captain Meiffert suchte nach einer Antwort. »Wir wussten ja nicht, was wir herausfinden würden, Lord Rahl, deswegen haben wir sie ja ausgesandt. Wollt Ihr, dass ich dem General mitteile, er soll keine weiteren Männer aussenden?«

»Nein, er muss tun, was er für angemessen hält. Ich habe ihm erklärt, dass ich keine Befehle erteilen kann.«

Kahlan hatte Richard gelegentlich dabei beobachtet, wie er zum Zeitvertreib Tiere oder Menschen schnitzte. Einmal hatte sie die starke Vermutung geäußert, sein Geschick sei von seiner Gabe beeinflusst. Er hatte sich über diese Vorstellung lustig gemacht und gesagt, er schnitze schon seit seiner Kindheit gern. Sie erinnerte ihn daran, dass diese Kunst für das Aussprechen von Bannen benutzt wurde und man ihn einst mithilfe eines gezeichneten Banns gefangen genommen habe.

Er beharrte darauf, dass es sich um nichts dergleichen handele. Als Waldführer, sagte er, habe er beim Kampieren so manchen einsamen Abend mit Schnitzereien verbracht. Da er das zusätzliche Gewicht nicht mitschleppen wollte, hatte er die fertigen Stücke meist einfach ins Feuer geworfen. Schnitzen mache ihm Spaß, außerdem könne er stets ein neues Stück beginnen. Kahlan hielt die Schnitzereien für beseelt und fand es beunruhigend, zu sehen, dass sie vernichtet wurden.

»Was beabsichtigt Ihr zu tun, Lord Rahl? Wenn ich fragen darf.«

Richard führte einen glatten, gleichmäßigen Schnitt aus, der den Umriss eines Ohrs festlegte und ihm in Verbindung mit dem bereits geschnitzten Schwung des Kiefers Lebendigkeit verlieh. Er sah auf und blickte unverwandt hinaus in die Nacht.

»Wir werden uns an einen Ort oben in den Bergen begeben, wo niemand hinkommt und wo wir für uns sein können und in Sicherheit. Dort kann sich die Mutter Konfessor auskurieren und wieder zu Kräften kommen. Vielleicht schaffe ich es während unseres Aufenthaltes dort sogar, Cara zu überreden, mit dem Kleidertragen anzufangen.«

Cara sprang auf. »Was!« Als sie Richards Lächeln sah, wusste sie, es war nur Spaß. Trotzdem schäumte sie vor Wut.

»Ich würde diesen Teil des Berichts an Eurer Stelle nicht an den General weiterleiten, Captain«, sagte Richard.

Cara ließ sich langsam wieder auf den Boden sinken. »Nicht, solange unserem ›Flitteroffizier‹ seine Rippen lieb sind«, murmelte sie.

Kahlan hatte Mühe, nicht loszulachen, um die allgegenwärtigen Messer in ihrem Brustkorb nicht zu drehen. Manchmal glaubte sie zu wissen, wie sich das Stück Holz fühlen musste, das Richard mit dem Messer bearbeitete. Trotzdem tat es gut zu sehen, wie Richard Cara gegenüber endlich mal die Oberhand behielt; gewöhnlich war sie es, die ihn in Verlegenheit brachte.

»Ich kann Euch im Augenblick nicht helfen«, sagte Richard,

jetzt wieder ernst. Er kehrte zu seiner Arbeit mit dem Schnitzmesser zurück.

»Selbstverständlich, Lord Rahl. Wir wissen, dass Ihr uns in die Schlacht führen werdet, sobald die Zeit reif dafür ist.«

»Ich hoffe aufrichtig, dieser Tag wird kommen, Captain. Nicht weil ich unbedingt kämpfen möchte, sondern weil ich hoffe, dass es etwas gibt, für das es sich zu kämpfen lohnt.« Richard starrte ins Feuer, seine Miene ein entmutigendes Bild der Verzweiflung. »Zurzeit ist das nicht der Fall.«

»Nun, wohlan denn, Lord Rahl«, sagte Captain Meiffert, endlich das verlegene Schweigen brechend. »Wir werden tun, was wir für das Beste halten, bis es der Mutter Konfessor wieder besser geht und Ihr zu uns stoßen könnt.«

Richard widersprach dem vom Captain vorgegebenen Zeitplan nicht, ein Zeitplan, auf den auch Kahlan hoffte, obwohl Richard nie behauptet hatte, dass es so bald geschehen würde. Tatsächlich hatte er ihnen beizubringen versucht, dass dieser Augenblick vielleicht niemals kommen würde. Er legte das Stück Holz in seinen Schoß und betrachtete sein Werk.

Mit dem Daumen über die soeben geschnitzten Umriss der Nase streichend, fragte er: »Haben die zurückkehrenden Kundschafter etwas davon erwähnt ... wie es den Menschen in Anderith geht ... jetzt, da sich die Imperiale Ordnung dort befindet?«

Kahlan wusste, dass er sich mit dieser Frage nur selber quälte. Ihr wäre es lieber gewesen, er hätte die Frage nicht gestellt; es konnte ihm unmöglich guttun, eine Antwort darauf zu erhalten.

Captain Meiffert räusperte sich. »Nun ja, sicher, sie haben über die Zustände dort berichtet.«

»Und ...?«

Der junge Offizier stürzte sich in einen ebenso knappen wie bedrückenden Bericht über die ihm bekannten Tatsachen. »Jahang hat das Hauptquartier seiner Truppen in der Hauptstadt Fairfield aufgeschlagen. Für sich selbst hat er das Anwesen des

Ministers für kulturelle Angelegenheiten beschlagnahmt. Die Armee ist so gewaltig, dass sie sich nicht nur die gesamte Stadt einverleibt hat, sondern noch bis weit in die umliegenden Hügel reicht. Die anderische Armee leistete kaum Widerstand, sie wurde geschlossen einkassiert und hingerichtet. Die Regierung Anderiths hörte bereits in den ersten Stunden weitgehend auf zu existieren. Es gibt weder Recht noch Gesetz. Die erste Woche verbrachte die Imperiale Ordnung mit ausgelassenen Feierlichkeiten.

Die meisten Menschen wurden aus Fairfield vertrieben und verloren ihr gesamtes Hab und Gut. Viele ergriffen die Flucht, die Straßen rings um die Stadt waren völlig verstopft von Menschen, die vor den Geschehnissen in der Stadt zu fliehen versuchten. Wer die Stadt verließ, wurde meist Beute der Soldaten in den umliegenden Hügeln, die nicht mehr in die Stadt hineinpassten. Nur einem ganz spärlichen Strom von Menschen – meist sehr alten und kranken – gelang es, diese eiserne Umfassung zu durchbrechen.«

Sein unpersönlicher Tonfall kam ihm abhanden. Auch er hatte eine Weile unter diesen Menschen gelebt. »Alles in allem fürchte ich, ist es schlecht für sie ausgegangen, Lord Rahl. Es kam zu einer entsetzlichen Anzahl von Morden, jedenfalls unter den Männern – in fünfstelliger Zahl. Vielleicht auch mehr.«

»Sie haben bekommen, was sie sich selber eingebrockt haben.« Caras Stimme war so kalt wie eine Winternacht. »Sie haben sich ihr Schicksal selber ausgesucht.« Auch wenn sie es nicht offen sagte, war Kahlan derselben Ansicht. Sie wusste, dass Richard ihr ebenfalls recht gab. Doch erfreut war keiner von ihnen darüber.

»Und auf dem Land?«, wollte Richard wissen. »Ist etwas über die Orte außerhalb von Fairfield bekannt? Geht es den Menschen dort besser?«

»Kein Gedanke, Lord Rahl. Die Imperiale Ordnung ging systematisch daran, das Land zu ›befrieden‹, wie sie es nennen.

Die Soldaten werden von den mit der Gabe Ausgestatteten begleitet.«

»Die bei Weitem schlimmsten Berichte handeln von einer Frau, die ›Herrin des Todes‹ genannt wird.«

»Von wem?«, fragte Cara.

»Von der ›Herrin des Todes‹, wie sie sie nennen.«

»Sie. Das können nur die Schwestern sein.«

»Welche Schwestern sind das Eurer Meinung nach?«, fragte Cara.

Richard, damit beschäftigt, dem Gesicht aus Feuerholz einen Mund zu schnitzen, zuckte mit den Achseln. »Jagang hält sowohl Schwestern des Lichts als auch Schwestern der Finsternis gefangen. Er ist ein Traumwandler, er zwingt beide, ihm zu Willen zu sein. Beide kommen infrage, die Frau ist schlicht sein Werkzeug.«

»Ich weiß nicht«, meinte Captain Meiffert. »Wir haben jede Menge Berichte über die Schwestern und ihre Gefährlichkeit erhalten. Sie werden jedoch, wie Ihr ganz richtig sagt, als Werkzeuge der Armee eingesetzt, und zwar hauptsächlich als Waffen, nicht aber als Agenten Jagangs. Er erlaubt ihnen nicht, selbstständig zu denken oder irgendetwas anzuordnen.

Diese Frau verhält sich ganz anders als die anderen, zumindest wenn man den Berichten glauben darf. Sie tritt als Agentin Jagangs auf, dennoch macht das Wort die Runde, sie treffe selbstständig Entscheidungen und tue, was immer ihr beliebt. Die zurückgekehrten Soldaten berichteten, sie sei gefürchteter als selbst Jagang.

Als den Bewohnern einer Ortschaft zu Ohren kam, sie sei auf dem Weg zu ihnen, versammelten sie sich alle auf dem Dorfplatz. Erst zwang man die Kinder, Gift zu trinken, anschließend nahmen die Erwachsenen ihre Dosis ein. Die Bewohner der Ortschaft waren sämtlich tot, als die Frau eintraf – fast fünfhundert Menschen.«

Richard hatte während des Zuhörens das Schnitzen eingestellt. Wie Kahlan wusste, konnten selbst unbegründete Ge-

rüchte so entsetzlich sein, dass Besorgnis in tödliche Panik umschlug. Das ging so weit, dass Menschen lieber starben, als dem Grund ihrer Angst gegenüberzutreten. Angst war im Krieg ein machtvolleres Mittel.

Richard wandte sich wieder der Schnitzerei in seinem Schoß zu. Das Messer wie eine Schreibfeder in der Nähe der Spitze haltend, verlieh er den Augen mit behutsamen Schnitten Ausdruck. »Den richtigen Namen dieser ›Herrin des Todes‹ haben sie nicht in Erfahrung bringen können, oder?«

»Tut mir leid, nein, Lord Rahl. Es heißt, alle nennen sie einfach ›Herrin des Todes‹.«

»Klingt nach einer hässlichen alten Hexe«, warf Cara ein.

»Ganz im Gegenteil. Sie hat blaue Augen und langes blondes Haar. Angeblich ist sie die schönste Frau, die man sich nur vorstellen kann. Es heißt, sie sieht aus wie das Idealbild einer gütigen Seele.«

Kahlan konnte nicht umhin zu bemerken, wie der Captain einen verstohlenen Blick auf Cara warf, ebenfalls blauäugig und blond und eine der schönsten Frauen, die man sich vorstellen konnte. Tödlich war auch sie.

Richard hatte die Stirn in Falten gelegt. »Blond ... blaue Augen ... da kamen mehrere infrage ... Wirklich schade, dass sie ihren Namen nicht mitbekommen haben.«

»Tut mir leid, aber sie haben keinen anderen Namen angegeben, Lord Rahl, nur diese Beschreibung ... ach ja, und dass sie stets schwarze Kleider trägt.«

»Bei den gütigen Seelen«, entfuhr es Richard leise, als er sich, seine Schnitzerei im Würgegriff, zu voller Größe aufrichtete.

»Nach allem, was man mir berichtet hat, Lord Rahl, würden sich sogar die gütigen Seelen vor ihr fürchten, dabei sieht sie selbst wie eine aus.«

»Und das aus gutem Grund«, sagte Richard, die Augen starr in die Ferne gerichtet, so als blicke er jenseits der düsteren Nebelwand auf einen Ort, den nur er allein sah.

»Dann kennt Ihr sie, Lord Rahl?«

Kahlan lauschte auf das Knistern und Knacken des Feuers, während sie mit den beiden anderen auf seine Antwort wartete. Fast schien es, als müsse Richard erst seine Stimme wiederfinden, als er langsam seinen Blick senkte und der Schnitzerei in seiner Hand in die Augen sah.

»Ja, ich kenne sie«, sagte er endlich. »Ich kenne sie nur zu gut. Sie war eine meiner Ausbilderinnen im Palast der Propheten.«

Richard schleuderte die Schnitzerei in die Flammen.

»Betet, dass Ihr Nicci niemals in die Augen sehen müsst, Captain.«

7. KAPITEL

»Sieh mir in die Augen, Kind«, sagte Nicci mit ihrer sanften, seidenweichen Stimme, ihre Hand unter das Kinn des Mädchens legend.

Nicci bog das ausgemergelte Gesicht nach oben. Die dunklen, weit auseinanderliegenden Augen blinzelten teilnahmslos und wirr; es gab in ihnen nichts zu sehen.

Nicci straffte sich und empfand ein dumpfes Gefühl der Enttäuschung; es war immer dasselbe. Manchmal ertappte sie sich dabei, wie sie den Menschen in die Augen sah, so wie jetzt, und sich dann fragte, warum eigentlich? Falls sie überhaupt nach etwas suchte, so wusste sie zumindest nicht, wonach.

Sie setzte ihr gemächliches Defilee entlang der Reihe aus Stadtbewohnern fort, die alle miteinander auf der einen Seite des staubigen Marktplatzes angetreten waren. Zweifellos kamen mehrmals im Monat Leute von den umliegenden Farmen und aus den kleineren Gemeinden an Markttagen in die Stadt, und manche blieben sogar über Nacht, wenn sie von weit hergekommen waren. Heute war kein Markttag, für ihre Zwecke würde er jedoch vollkommen ausreichen.

Einige wenige der sich dicht aneinanderkauernenden Gebäude besaßen ein zweites Stockwerk, gewöhnlich ein oder zwei Wohnräume für die Familie über ihrem kleinen Ladenlokal. Nicci erblickte eine Bäckerei, den Laden eines Flickschusters, ein kleines Ladengeschäft, in dem Töpferwaren verkauft wurden, einen Schmied, einen Kräuterhändler, ein Geschäft, in dem Lederwa-

ren feilgeboten wurden – das Übliche. Diese kleinen Ortschaften glichen einander weitestgehend.

Viele der Bewohner aus dem Ort arbeiteten auf den umliegenden Weizen- und Hirsefeldern, hüteten Vieh und besaßen weitläufige Gemüsegärten. Da Mist, Stroh und Lehm im Übermaß vorhanden waren, wohnten sie in Häusern aus grob mit Lehm verputztem Flechtwerk. Einige der Geschäfte mit einem zweiten Stockwerk hatten sogar eine Fachwerkkonstruktion mit Schindelverkleidung aufzuweisen.

Hinter ihr füllten übellaunige, waffenstrotzende Soldaten den größten Teil des Platzes. Der Ritt durch die Hitze hatte sie müde gemacht, schlimmer noch, sie langweilten sich. Nicci wusste, die geringste falsche Bewegung konnte unter ihnen eine wüste Raserei auslösen. Eine Kleinstadt, selbst eine, die nur magerere Beute verhieß, bot eine willkommene Ablenkung. Es war weniger die gewaltsame Eroberung als vielmehr das Zerstören, das ihnen Freude machte; manchmal jedoch war es auch das Erobern. Die nervösen Frauen vermieden es nach Möglichkeit, den dreisten Blicken der Soldaten zu begegnen.

Während sie an den abgerissenen Menschen vorüberschlen- derte, blickte Nicci in die Augen derer, die sie anschauten. Die meisten waren vor Entsetzen aufgerissen und nicht nur starr auf die Soldaten, sondern auch auf den eigentlichen Grund ihrer Angst gerichtet: Nicci selbst – oder, wie die Menschen es sich angewöhnt hatten, sie zu nennen, die »Herrin des Todes«. Der Name gefiel ihr weder, noch störte er sie, er war schlicht eine Tatsache, die sie zur Kenntnis nahm, ein Umstand, dem sie nicht mehr Bedeutung beimaß, als wenn ihr jemand erzählt hätte, er habe eines ihrer Strumpfpaaire gestopft.

Einige, das wusste sie, starrten auf den goldenen Ring in ihrer Unterlippe. Der Tratsch dürfte sie bereits davon unterrichtet haben, dass eine auf diese Weise gebrandmarkte Frau eine persönliche Sklavin Kaiser Jagangs war – und damit tiefer stand als einfache Bauern wie sie selbst. Dass sie den goldenen Ring

anstarrten oder was sie deswegen von ihr dachten, war sogar noch weniger von Belang, als »Herrin des Todes« genannt zu werden.

Jagang herrschte ausschließlich in dieser Welt über ihren Körper, in der nächsten würde ihre Seele bis in alle Ewigkeit dem Hüter gehören. Ihre körperliche Existenz in dieser Welt war eine reine Qual, das Dasein ihrer Seele in der nächsten würde es nicht weniger sein. Leben und Qual waren schlicht die beiden Seiten ein und derselben Münze – eine dritte gab es nicht.

Kräuselnder, über ihrer rechten Schulter aus der Feuergrube aufsteigender Rauch wurde von einem launenhaften Wind verweht und erzeugte einen dunklen Streifen am strahlend blauen Nachmittagshimmel. Aufeinandergeschichtete Steine zu beiden Seiten der Gemeindegroßkessel stützten eine oberhalb des Feuers ruhende Stange. Dort aufgespießt, konnten zwei oder drei Schweine oder Schafe gleichzeitig geröstet werden. Vermutlich ließ sich die Großkessel mithilfe von abnehmbaren Seitenwänden vorübergehend in eine Räuchergrube verwandeln.

Zu anderen Gelegenheiten wurde eine im Freien liegende Feuerstelle – oft in Verbindung mit einer Schlachtung – zur Erzeugung von Seife benutzt, da Seife üblicherweise nicht in geschlossenen Räumen hergestellt wurde. Nicci sah eine hölzerne Aschewanne, wie sie bei der Herstellung von Lauge Verwendung fand, an der Seite des offenen Geländes stehen, neben einem großen Eisenkessel, der zur Fettgewinnung benutzt werden konnte. Lauge und Fett waren die Grundbestandteile von Seife. Manche Frauen verliehen ihrer Seife gerne etwas Wohlgeruch, indem sie Kräuter und Ähnliches, wie Lavendel oder Rosmarin, beigaben.

Als Nicci klein war, hatte ihre Mutter sie jeden Herbst, wenn geschlachtet wurde, gezwungen, den Leuten beim Seifemachen zu helfen. Ihre Mutter behauptete, anderen zu helfen forme den Charakter. Nicci hatte noch immer etliche kleine Flecken und Narben an Handrücken und Unterarmen, wo sie das kochende

Fett bespritzt und ihre Haut Blasen geworfen hatte. Stets hatte ihre Mutter sie gezwungen, ein elegantes Kleid anzuziehen – nicht etwa, um bei den anderen, die sich solche Kleidung nicht leisten konnten, Eindruck zu schinden, sondern damit Nicci auffiel und sich unbehaglich fühlte. Die Aufmerksamkeit, die ihr rosa Kleid erregte, hatte mit Bewunderung nichts zu tun. Wenn sie mit dem hölzernen Löffel im brodelnden Kessel rührte, während Lauge zugegeben wurde, versuchten die anderen Kinder, ihr Kleid zu bespritzen und zu ruinieren, und fügten dabei auch ihr Verbrennungen zu. Niccis Mutter hatte dazu bemerkt, die Brandwunden seien die Strafe des Schöpfers.

Während Nicci vorüberdefilierte und die angetretenen Menschen in Augenschein nahm, waren die einzigen Geräusche die weit entfernt jenseits der Gebäude stehenden Pferde, das gelegentliche Husten der Menschen sowie die züngelnden Flammen der Feuergrube, die in der Brise knisterten und schlugen. Die Soldaten hatten sich bereits an den beiden Schweinen schadlos gehalten, die man an der Stange geröstet hatte, daher war der Duft gebratenen Fleisches längst mit dem Wind verfliegen, und zurückgeblieben war nur der säuerliche Schweißgeruch sowie der Gestank menschlicher Behausungen. Ob in einer Krieg führenden Armee oder in einer friedlichen Stadt – der Kot der Menschen roch stets gleich.

»Ihr alle wisst, weshalb ich hier bin«, verkündete Nicci. »Wieso habt ihr Leute mich gezwungen, die Mühen einer solchen Reise auf mich zu nehmen?« Sie blickte an der Front aus vielleicht zweihundert Menschen entlang, die in Vierer- oder Fünferreihen dort angetreten waren. Die Soldaten, die ihnen befohlen hatten, ihre Häuser und Felder zu verlassen, waren bei Weitem in der Überzahl. Sie blieb vor einem Mann stehen, zu dem die Leute, wie ihr aufgefallen war, immer wieder hinüberschauten.

»Nun?«

Der Wind wehte ihm sein dünnes graues Haar über den kahl

werdenden gesenkten Schädel, während er den Blick auf den Boden vor ihren Füßen heftete. »Wir besitzen nichts, was wir hergeben könnten, Herrin. Wir sind eine arme Gemeinde. Wir haben nichts.«

»Du bist ein Lügner. Ihr hattet zwei Schweine. Ihr hieltet es für angebracht, ein Schlemmerfest zu feiern, statt den Bedürftigen zu helfen.«

»Aber wir müssen doch essen.« Es war weniger ein Argument als eine Entschuldigung.

»Das müssen andere auch, aber die können sich nicht so glücklich schätzen wie ihr. Sie kennen nichts anderes als jede Nacht den nagenden Schmerz des Hungers in ihrem Bauch. Was ist das für ein widerwärtiges Trauerspiel, dass jeden Tag Tausende Kinder sterben, schlicht weil sie nichts zu essen haben, und Millionen andere den nagenden Schmerz des Hungers kennen – während Kerle wie du, in einem Land des Überflusses, nichts anderes vorzubringen haben als selbstsüchtige Ausflüchte. Zu haben, was man zum Leben braucht, ist ein Menschenrecht, das von denen respektiert werden muss, in deren Macht es steht, anderen zu helfen.

Unsere Soldaten müssen ebenfalls essen. Glaubst du vielleicht, unser Kampf zum Wohl der Menschen ist einfach? Tag für Tag setzen diese Männer ihr Leben aufs Spiel, damit du deine Kinder in einer anständigen, zivilisierten Gesellschaft großziehen kannst. Wie kannst du diesen Männern in die Augen sehen? Und wie können wir unsere Truppen auch nur mit Nahrungsmitteln versorgen, wenn nicht jeder Einzelne die gute Sache unterstützt?«

Der bebende Mann blieb stumm.

»Was kann ich tun, um euch den Ernst eurer Verpflichtung gegenüber dem Leben anderer einzuschärfen? Eure Spende an die Bedürftigen ist eine bindende moralische Pflicht – ein Beitrag zum größeren Wohle aller.«

Plötzlich wurde Nicci weiß vor Augen. Mit einem Schmerz

wie von glühend heißen Nadeln, die ihr in die Ohren getrieben wurden, drang Jagangs Stimme durch ihren Verstand.

Warum müsst Ihr dieses Spielchen spielen? Bestraft die Menschen exemplarisch! Erteilt ihnen eine Lektion, dass man mich nicht ignorieren darf!

Nicci begann zu wanken. Der explosionsartige Schmerz in ihrem Kopf hatte sie vollständig blind gemacht. Sie ließ ihn durch ihren Körper fließen, als ob sie dies bei einem Fremden beobachtete. Ihre Unterleibsmuskeln zuckten und krampften sich zusammen. Hätte man sie der Länge nach mit einer rostigen, mit Widerhaken versehenen Lanze durchbohrt, die Schmerzen hätten unmöglich schlimmer sein können. Ihre Arme hingen schlaff herab, während sie darauf wartete, dass entweder Jagangs Ungehaltenheit ein Ende nahm oder der Tod sie ereilte.

Sie vermochte nicht zu sagen, wie lange die Marter dauerte. Wenn er dies tat, verlor sie jedes Zeitgefühl – der Schmerz war zu allumfassend. Aus den Erzählungen anderer, die mitbekamen, was ihr angetan wurde, sowie aus eigener Anschauung, wenn es anderen widerfuhr, wusste sie, dass es manchmal nur einen kurzen Augenblick dauerte. Manchmal zog es sich über Stunden hin.

Es über Stunden auszudehnen kam einer Energievergeudung Jagangs gleich – sie vermochte keinen Unterschied zu erkennen und hatte ihm das auch gesagt.

Plötzlich konnte sie nicht mehr einatmen. Es war, als schloße sich eine riesige Faust um ihr Herz, bis es nicht mehr schlug. Sie glaubte, ihre Lunge müsste bersten. Ihre Knie waren kurz davor nachzugeben.

Wagt es nicht noch einmal, mir nicht zu gehorchen!

Mit einem tiefen Japsen füllte sich ihre Lunge wieder. Wie stets endete Jagangs Züchtigung mit einem unerträglich strengen, säuerlichen Geschmack auf der Zunge, so als hätte man plötzlich den Mund voll frischen, unreifen Zitronensafts, und einem brennenden Schmerz in den Nerven am Kieferansatz unterhalb der Ohr läppchen. Die Folge war ein dröhnender Schädel

und Zähneklappern. Als sie die Augen aufschlug, war sie wie immer überrascht, nicht inmitten einer Blutlache zu stehen. Sie fasste sich an den Mundwinkel und betastete dann ein Ohr ganz leicht mit ihren Fingern. Sie konnte kein Blut entdecken.

Einen kurzen Augenblick fragte sie sich, wieso Jagang ausgerechnet jetzt in ihren Verstand hatte eindringen können, manchmal nämlich konnte er dies nicht. Bei keiner der anderen Schwestern spielte es sich auf diese Weise ab – zu deren Verstand hatte er stets Zugang.

Als ihr Blick sich wiederklärte, gewahrte sie Menschen, die sie anstarrten. Sie wussten nicht, weshalb sie stehen geblieben war. Die jungen Männer – und auch einige der älteren – riskierten verstohlene Seitenblicke auf ihren Körper. Sie waren es gewohnt, Frauen in eintönigen, formlosen Kleidern zu sehen, Frauen, deren Körpern man ansah, wie sehr die endlose Schuftelei und die fast unablässige Schwangerschaft vom Zeitpunkt ihrer Fruchtbarkeit an sie mitgenommen hatte. Eine Frau wie Nicci hatten sie noch nicht zu Gesicht bekommen, eine Frau, aufrecht und hochgewachsen, die ihnen in die Augen sah, die ein elegantes schwarzes Kleid trug, das sich um ihren nahezu makellosen, weder von harter Arbeit noch den Wehen der Geburt gezeichneten Körper schmiegte. Der tiefschwarze Stoff stand in scharfem Kontrast zum blassen Schwung ihres Dekolletés, das der Schnitt ihres spitzenbesetzten Mieders noch betonte. Nicci war gegen solche Blicke gefeit. Manchmal waren sie ihren Zwecken dienlich, meistens jedoch nicht, daher beachtete sie sie gar nicht.

Sie setzte ihren Marsch an den Menschen vorbei fort, Jagangs Befehle ignorierend; sie kam seinen Befehlen nur selten nach. In den meisten Fällen war sie gleichgültig gegenüber seinen Züchtigungen. Wenn überhaupt, so ließ sie sie mit Freuden über sich ergehen.

Vergebt mir, Nicci. Ihr wisst, ich wollte Euch nicht wehtun.

Auch seine Stimme überhörte sie, während sie die zu ihr auf-

schauenden Augen musterte. Nicht jeder wagte das. Sie mochte es, denen in die Augen zu sehen, die den Mut hatten, heimlich einen Blick auf sie zu riskieren. Die meisten hatten einfach entsetzliche Angst.

Eine Befürchtung, die sich schon bald als überaus berechtigt erweisen würde.

Ihr müsst tun, was ich von Euch verlange, Nicci, sonst zwingt Ihr mich am Ende nur, Euch etwas Grauenhaftes anzutun. Das wollen wir beide nicht. Eines schönen Tages werde ich etwas tun, von dem Ihr Euch nicht mehr erholen werdet.

Wenn das Euer Wunsch ist, bitte, antwortete sie in Gedanken.

Es war nicht als Herausforderung gedacht, es war ihr schlicht egal.

Ihr wisst, das ist nicht mein Wunsch, Nicci.

Ohne die Schmerzen war seine Stimme kaum störender als eine lästige Fliege; sie achtete nicht auf sie. Stattdessen richtete sie das Wort an die Menge.

»Habt ihr eigentlich eine Vorstellung, welche Mühen für den Kampf um eure Zukunft aufgewendet werden? Oder erwartet ihr etwa zu profitieren, ohne selbst etwas zu tun? Viele unserer tapferen Soldaten haben im Kampf gegen die Unterdrücker des Volkes, im Kampf für unseren Neuanfang ihr Leben gelassen. Wir kämpfen, damit alle Menschen gleichermaßen am zukünftigen Wohlstand teilhaben können. Ihr seid verpflichtet, uns in unserem Bemühen um euer Wohl zu unterstützen. So wie jeder Einzelne die moralische Verpflichtung hat, den Bedürftigen zu helfen, so ist auch dies seine Pflicht.«

Commander Kardeef, einen Ausdruck säuerlichen Missfallens im Gesicht, pflanzte sich vor ihr auf. Das schräg in sein zerfurchtes Gesicht einfallende Sonnenlicht tauchte seine halb geschlossenen Augen in tiefe Schatten. Seine Missbilligung ließ sie ungerührt, er war nie mit irgendwas zufrieden. Nun gut, verbesserte sie sich, fast nie.

»Nur durch Gehorsam und Opfer können die Menschen Tu-

gend erlangen. Euer Beitrag zum Orden besteht darin, für ihre Willfähigkeit zu sorgen. Wir sind nicht hier, um Unterricht in Bürgerrecht abzuhalten.«

Commander Kardeef war sich seiner standesbedingten Macht über sie gewiss, auch er hatte ihr bereits Schmerzen zugefügt. Was Kadar Kardeef ihr antat, ließ sie mit derselben Gleichgültigkeit über sich ergehen wie das, was Jagang ihr zufügte.

Nur in den tiefsten Abgründen des Schmerzes vermochte sie ansatzweise etwas zu empfinden; selbst der Schmerz war jener absoluten Leere vorzuziehen, die sie sonst verspürte.

Kadar Kardeef wusste vermutlich nichts von der Züchtigung, die Jagang soeben beendet hatte, oder von seinen Anordnungen. Seine Exzellenz machte von Commander Kardeefs Verstand keinen Gebrauch. Für Jagang war es ein mühevolleres Unterfangen, Menschen zu beherrschen, die die Gabe nicht besaßen – er konnte es, doch lohnte es selten die Mühe. Er überließ es denen mit der Gabe, die Menschen für ihn zu kontrollieren. In gewisser Weise bediente sich ein Traumwandler der Gabe bei denen, die sie besaßen, um die Verbindung zu ihrem Verstand herzustellen. Man könnte sagen, wer die Gabe besaß, ermöglichte es Jagang überhaupt erst, ihn so mühelos zu beherrschen.

Kadar Kardeef blickte verärgert auf sie herab, als sie in sein sonnengebräuntes, faltiges Gesicht hinauf sah. Er bot – mit seinen dornenbesetzten Lederriemen quer über seiner massiven Brust, seinem gepanzerten Schulter- und Brustharnisch, seinem Kettenpanzer und seiner Ansammlung viel gebrauchter Waffen – eine eindrucksvolle Erscheinung und wies, als stumme Zeugen seiner Tapferkeit im Kampf, am ganzen Körper zahlreiche Narben auf. Sie hatte sie allesamt gesehen.

Wenige Offiziere standen im Rang höher, wenigen brachte man mehr Vertrauen entgegen als Kadar Kardeef. Er gehörte der Imperialen Ordnung seit seiner Jugend an, hatte sich immer weiter emporgedient, bis er an Jagangs Seite kämpfte, als man das Imperium der Imperialen Ordnung von ihrem Heimatland

Altur'Rang ausgehend ausweitete, um nach und nach den Rest der Alten Welt zu unterwerfen. Kadar Kardeef war der Held des Feldzugs »Kleine Bresche«, jener Mann, der beinahe ganz allein dem Verlauf der Schlacht eine Wendung gegeben hatte, als er die Feindeslinien durchbrach und persönlich jene drei mächtigen Könige niedermetzelte, die ihre Truppen vereint hatten, um die Imperiale Ordnung in die Falle zu locken und vernichtend zu schlagen, bevor diese Gelegenheit fand, die Fantasie von Millionen in einem Flickenteppich aus Königreichen, Lehngütern, Clans, Stadtstaaten und endlosen, von Bündnissen diverser Kriegsherren kontrollierten Gebieten lebenden Menschen zu besetzen.

Die Alte Welt war ein Pulverfass gewesen, das nur auf den Funken der Revolution gewartet hatte. Diesen Funken bildeten die Predigten der Imperialen Ordnung. Waren die Hohepriester die Seele des Ordens, dann war Jagang sein Skelett und seine Muskeln. Wenige Menschen begriffen Jagangs Genie – entweder sahen sie nur den Traumwandler oder den grimmig kämpfenden Krieger. Er war weit mehr.

Jagang hatte Jahrzehnte gebraucht, um den Rest der Alten Welt in die Knie zu zwingen – und den Orden endlich auf den Weg zu größerem Ruhm zu bringen. Während jener Jahre des Kampfes für den Orden hatte Jagang, obwohl fast ständig in kriegerische Auseinandersetzungen verwickelt, hart am Aufbau jenes Straßensystems gearbeitet, das es ihm ermöglichte, Truppen und Nachschub in Windeseile über große Entfernungen zu transportieren. Je mehr Länder und Völker er sich einverleibte, desto mehr Arbeitskräfte setzte er zum Bau von noch mehr Straßen ein, über die er noch mehr Land erobern konnte. Auf diese Weise konnte er die Verbindungen aufrechterhalten und schneller auf Situationen reagieren, als irgendwer jemals für möglich gehalten hätte. Ehemals entlegene Regionen waren auf einmal mit dem Rest der Alten Welt verbunden, Jagang hatte sie über ein Straßennetz fest miteinander verknüpft. Entlang dieser

Straßen hatten sich die Völker der Alten Welt erhoben und sich ihm angeschlossen, als er der Imperialen Ordnung den Weg bereitete.

Bei alledem war Kadar Kardeef dabei gewesen. Mehr als einmal hatte er Verwundungen davongetragen, als er Jagang das Leben rettete. Einmal hatte Jagang den Bolzen einer Armbrust abgefangen, um Kardeef zu retten. Falls man überhaupt davon ausgehen konnte, dass Jagang einen Freund besaß, so traf dies am ehesten auf Kadar Kardeef zu.

Nicci war Kardeef zum ersten Mal begegnet, als er zum Beten in den Palast der Propheten in Tanimura gekommen war. Der alte König Gregor, der damals das Land und damit auch Tanimura regierte, war gerade spurlos verschwunden. Kadar Kardeef galt als ernster und gottesfürchtiger Mann; vor der Schlacht betete er zum Schöpfer für das Blut des Feindes und danach für die Seelen jener Männer, die er getötet hatte. An jenem Tag, so hieß es, hatte er angeblich für die Seele König Gregors gebetet. Plötzlich stellte die Imperiale Ordnung die neuen Herrscher in Tanimura. Die Menschen feierten tagelang in den Straßen.

Im Verlauf von drei Jahrtausenden hatten die Schwestern in ihrem Zuhause im Palast der Propheten in Tanimura Regierungen kommen und gehen sehen. In den meisten Fällen betrachteten die Schwestern unter der Führung ihrer Prälatin Regierungsangelegenheiten als kleinliche Albernheiten, die man am besten gar nicht beachtete; sie glaubten an eine höhere Berufung. Die Schwestern waren überzeugt, sie würden im Palast der Propheten bleiben und ungestört ihrer Arbeit nachgehen können, noch lange nachdem der Orden dem Staub der Geschichte anheimgefallen wäre. Es hatte zahlreiche Revolutionen gegeben, und alle waren wirkungslos verpufft. Diese jedoch riss sie mit.

Damals war Kadar Kardeef – fast zwanzig Jahre jünger – als gut aussehender Eroberer in die Stadt hineingeritten. Viele der

Schwestern waren fasziniert von diesem Mann, Nicci nicht. Er dagegen war fasziniert von ihr.

Selbstverständlich sandte Kaiser Jagang Männer von so unschätzbarem Wert wie Commander Kardeef nicht aus, um bereits eroberte Länder zu befrieden. Er hatte Kardeef mit einer sehr viel wichtigeren Aufgabe betraut: Er sollte seinen kostbaren Besitz bewachen – Nicci.

Nicci löste ihre Aufmerksamkeit von Kadar Kardeef und wandte sich wieder den Leuten zu.

Sie richtete ihren festen Blick auf jenen Mann, der zuvor gesprochen hatte. »Wir können nicht zulassen, dass jemand seine Verantwortung auf andere und auf unseren Neuanfang abwälzt.«

»Bitte, Herrin ... wir besitzen nichts ...«

»Gleichgültigkeit unserer Sache gegenüber ist Verrat.«

Er besann sich eines Besseren und verkniff es sich, dieser Feststellung zu widersprechen.

»Du scheinst nicht zu verstehen. Dieser Mann in meinem Rücken aber will, dass du Folgendes begreifst: Die Imperiale Ordnung lässt sich in der Treue zu ihren Zielen nicht beirren – wenn du deine Pflicht nicht erfüllst. Ich weiß, du hast die Geschichten gehört, dieser Mann aber möchte, dass du die grausame Wirklichkeit kennenlernst. Es sich nur vorzustellen ist niemals ganz dasselbe. Und niemals ganz so grauenhaft.«

Sie starrte den Mann unverwandt an und wartete auf seine Antwort. Er benetzte seine vom Wetter aufgeplatzten Lippen.

»Wir brauchen einfach noch ein wenig Zeit ... Unser Getreide gedeiht gut. Sobald die Ernte eingefahren ist ... könnten wir unseren angemessenen Teil beisteuern für den ... für den ...«

»Den Neubeginn.«

»Genau, Herrin«, sagte er unter heftigem Nicken, »den Neubeginn.« Daraufhin senkte sich sein Blick wieder auf den Staub zu seinen Füßen, und sie setzte ihren Weg an der Reihe entlang fort.

Eigentlich war nicht die Kollekte ihre Aufgabe, sondern die Einschüchterung.

Der Augenblick war gekommen.

Ein Mädchen, das unverwandt zu Nicci hochgesehen hatte, versperrte ihr den Weg und lenkte sie von ihrem Vorhaben ab. Die großen dunklen Augen des Mädchens blinzelten in unschuldigem Staunen. Alles war neu für sie, und sie war begierig, alles in sich aufzunehmen. In ihren Augen leuchtete jene seltene, zerbrechliche und höchst vergängliche Eigenschaft: eine arglose Sicht der Welt, die noch unberührt war von Schmerz, Verlust und Boshaftigkeit.

Nicci nahm das Kinn des jungen Mädchens in ihre Hand und schaute ihr tief in ihre wissbegierigen Augen.

In einer ihrer frühesten Erinnerungen hatte sich Niccis Mutter ebenso über sie gebeugt, ihr Kinn in der Hand, und auf sie herabgeblickt. Auch Niccis Mutter hatte die Gabe besessen. Sie behauptete, die Gabe sei sowohl ein Fluch als auch eine Prüfung. Ein Fluch, weil sie ihr Fähigkeiten bescherte, die andere nicht besaßen, und ein Test, weil man an ihr erkannte, ob man seine Überlegenheit zu Unrecht ausspielte. Niccis Mutter hatte so gut wie nie von ihrer Gabe Gebrauch gemacht. Diener verrichteten die Arbeit, sie verbrachte die meiste Zeit in der Geborgenheit ihres Freundeskreises, wo sie sich höheren Zielen widmete.

»Gütiger Schöpfer, aber Niccis Vater ist ein Monster«, hatte sie sich gewöhnlich händeringend beklagt, woraufhin ihr einige der Freunde murmelnd ihr Mitgefühl versichert hatten. »Warum muss er mir eine so schwere Bürde auferlegen! Ich fürchte, seine ewige Seele ist jenseits aller Hoffnung und Gebete.« Woraufhin die anderen Frauen ihr mit der Zunge schnalzend voller Bitterkeit beipflichteten.

Die Augen ihrer Mutter waren vom selben matten Braun wie der Rückenpanzer einer Kakerlake, für Niccis Empfinden standen sie zu eng beieinander. Auch ihr Mund war schmal, als habe ihre immerwährende Missbilligung ihn in dieser Position erstarr-

ren lassen. Wenngleich Nicci ihre Mutter nie als wirklich hässlich empfand, so hielt sie sie auch nie für schön, obwohl ihre Freunde ihr genau dies mit schöner Regelmäßigkeit versicherten.

Niccis Mutter behauptete, Schönheit sei für eine fürsorgliche Frau ein Fluch und nur für Huren ein Segen.

Verwirrt vom Ärger ihrer Mutter über ihren Vater, hatte Nicci schließlich wissen wollen, was er denn angestellt hatte.

»Nicci«, hatte ihre Mutter an jenem Tag geantwortet und ihr winziges Kinn in die Hand genommen. Nicci harrte der Worte ihrer Mutter voller Spannung. »Du hast wunderschöne Augen, aber du siehst mit ihnen nichts. Die Menschheit besteht aus elenden Schuften – das ist ihr Los. Machst du dir überhaupt eine Vorstellung, wie schmerzhaft es für all die Menschen ohne deine vielen Vorzüge sein muss, in dein hübsches Gesicht zu schauen? Das ist das Einzige, was du anderen bescherst: unerträgliches Leid. Der Schöpfer hat dich aus keinem anderen Grund in die Welt gesetzt, als das Leid der anderen zu lindern, und du kommst daher und bringst ihnen nichts als Unheil.« Die Freunde ihrer Mutter nickten, nippten an ihrem Tee und versicherten sich untereinander tuschelnd ihrer betäubten, aber unerschütterbaren Zustimmung.

In diesem Augenblick hatte Nicci zum allerersten Mal erfahren, dass sie den unauslöschlichen Makel eines unbestimmten, namenlosen, uneingestanden Unheils in sich trug.

Nicci blickte in das ungewöhnliche Gesicht, das zu ihr auf sah. Heute würden die dunklen Augen dieses Mädchens Dinge sehen, die es sich noch nicht vorstellen konnte. Diese großen Augen sahen hin, ohne wahrzunehmen. Sie konnte unmöglich begreifen, was ihr bevorstand und warum.

Was für ein Leben hatte sie zu erwarten?

Es wäre nur zu ihrem Besten so ...

Der Augenblick war gekommen.

8. KAPITEL

Nicci wollte gerade anfangen, als sie etwas gewahrte, das Empörung in ihr auslöste. Sie wirbelte herum zu einer in der Nähe stehenden Frau.

»Wo gibt es hier einen Wäschezuber?«

Von der Frage überrascht, deutete die Frau mit zitterndem Finger auf ein nicht weit entferntes zweigeschossiges Gebäude. »Dort drüben, Herrin. Im Hinterhof hinter der Töpfereiwerkstatt, wo wir gerade Wäsche gewaschen haben, stehen Wäschezuber.«

Nicci packte die Frau an der Kehle. »Beschaff mir eine Schere. Bring sie mir dorthin.« Die Frau starrte sie aus angstvoll aufgerissenen Augen an. Nicci stieß sie von sich. »Sofort! Oder willst du lieber gleich hier auf der Stelle sterben?«

Nicci riss einen abgewetzten, mit Nieten besetzten Reserve-riemen herunter, der, zusammengebunden mit mehreren anderen, auf Commander Kardeefs Schulter befestigt war. Er machte keinerlei Anstalten, sie daran zu hindern, als sie den Riemen jedoch zusammenraffte, packte er sie mit seinem mächtigen Griff am Oberarm.

Nicci warf einen durchdringenden Blick auf seine auf ihrem Arm ruhenden Finger, woraufhin er sie mit einem warnenden Knurren zurückzog. Sie wandte sich zu dem Mädchen, wickelte ihr den Riemen zweimal wie ein Halsband um den Hals und verdrehte ihn hinter ihr zu einer Schlaufe, mit deren Hilfe sie die Gefangene gängeln konnte. Überrascht gab das Mädchen ein er-

sticktes Kreischen von sich. Nicci schob sie vor sich her, hin zu dem Gebäude, auf das die Frau gedeutet hatte.

Angesichts von Niccis plötzlichem Zornesausbruch wagte niemand ihr zu folgen. Eine unweit stehende Frau, zweifellos die Mutter des Mädchens, begann laut zeternd zu protestieren, verstummte aber, als Kardeefs Männer auf sie aufmerksam wurden. Mittlerweile hatte Nicci das völlig verblüffte Mädchen um die Hausecke bugsirt.

Hinter dem Haus flatterten trostlose, von der groben Behandlung auf dem Waschbrett formlos gewordene und zerkniterte, jetzt straff gespannte und an der Leine festgeklammerte Wäschestücke im Wind, als wollten sie sich mit aller Gewalt befreien; über dem Dach des Gebäudes war der Rauch der Feuerstelle zu erkennen. Die nervöse Frau erwartete sie mit einer großen Schere.

Nicci führte das Mädchen zu einem mit Wasser gefüllten Zuber, zwang sie auf die Knie hinunter und drückte ihren Kopf unter Wasser. Während das Mädchen sich heftig wehrte, riss Nicci der Frau die Schere aus der Hand. Diese verbarg ihr Gesicht hinter ihrer Schürze, damit man ihr Gewimmer nicht so deutlich hörte, als sie in Tränen aufgelöst die Flucht ergriff, weil sie nicht mit ansehen wollte, wie ein Kind ermordet wurde.

Nicci zog den Kopf des Mädchens aus dem Wasser und machte sich, noch während es spuckte und nach Atem rang, an die Arbeit, ihr das tropfnasse Haar bis knapp über der Kopfhaut zu stutzen. Als Nicci das letzte durchnässte Büschel abgeschnitten hatte, tauchte sie das Mädchen abermals unter, beugte sich über sie und griff sich einen blassgelben Seifenklumpen vom neben dem Zuber auf der Erde liegenden Waschbrett. Nicci riss den Kopf des Mädchens hoch und begann zu schrubben. Das Mädchen kreischte, schlug mit ihren spindeldürren Armen um sich und zerrte am Riemen um ihren Hals, über den Nicci sie in der Gewalt hatte. Nicci ahnte, dass sie ihr vermutlich weh- tat, doch sie nahm darauf keine Rücksicht.

»Was ist los mit dir?« Nicci rüttelte das nach Luft ringende Mädchen. »Weißt du nicht, dass du vor Läusen nur so wimmelst?«

»Aber ... aber ...«

Die Seife war grob und rau wie eine Raspel. Das Mädchen stieß gellende Schreie aus, als Nicci sie vornüberbog und das Schrubben fortsetzte.

»Gefällt es dir etwa, den ganzen Kopf voller Läuse zu haben?«

»Nein ...«

»Muss es aber! Warum solltest du sie sonst haben?«

»Bitte! Ich will versuchen, mich zu bessern. Ich werde mich waschen. Versprochen!«

Nicci musste daran denken, wie sehr sie es gehasst hatte, sich an den Orten, an die ihre Mutter sie schickte, mit Läusen zu infizieren. Sie wusste noch genau, wie sie sich mit der größten Seife, die sie finden konnte, eigenhändig abgeschrubbt hatte, nur um gleich darauf woandershin geschickt zu werden, wo sie augenblicklich wieder von Kopf bis Fuß von diesen verhassten Biestern befallen wurde.

Nachdem Nicci sie ein Dutzend Mal abgeschrubbt und eingetaucht hatte, schleppte sie das Mädchen schließlich zu einem Zuber mit klarem Wasser, in dem sie ihren Kopf hin und her schwenkte, um sie abzuspülen. Heftig blinzeln, versuchte das Mädchen die Augen von dem beißenden Seifenwasser zu befreien, das ihr über das Gesicht lief.

Nicci fasste das Mädchen unters Kinn und schaute ihr in die geröteten Augen. »Bestimmt sind deine Kleider völlig verlaust und voller Nissen. Du musst deine Kleider jeden Tag auswaschen – vor allem deine Unterwäsche –, sonst werden die Läuse einfach wiederkommen.« Nicci kniff das Mädchen in die Wangen, bis ihm Tränen in die Augen traten. »Du bist etwas Besseres und hast es nicht verdient, verlaust herumzulaufen! Weißt du das etwa nicht?«

Das Mädchen nickte, so gut dies ging, da Niccis kräftige Finger ihr Gesicht weiterhin festhielten. Obschon gerötet vom Wasser und vor Schreck aufgerissen, waren ihre großen, dunklen, intelligenten Augen noch immer erfüllt vom seltenen Gefühl des Staunens. So qualvoll und beängstigend die Erfahrung auch war – dem hatte sie keinen Abbruch tun können.

»Verbrenn dein Bettzeug. Beschaff dir neues.« Angesichts der Umstände, unter denen diese Menschen lebten und arbeiteten, schien diese Forderung jedoch aussichtslos. »Deine ganze Familie muss ihr Bettzeug verbrennen. Und ihre gesamte Kleidung waschen.«

Das Mädchen bekräftigte ihr Versprechen mit einem Nicken.

Ihr Werk vollbracht, führte Nicci das Mädchen zu der versammelten Menschenmenge zurück. Während sie es mithilfe des nietenbesetzten und als Halsband dienenden Riemens vor sich herschob, überkam sie unerwartet eine Erinnerung.

Es war die Erinnerung an den Augenblick ihrer allerersten Begegnung mit Richard.

Nahezu alle Schwestern im Palast der Propheten waren im großen Saal angetreten, um sich den neuen Knaben anzusehen, den Schwester Verna mitgebracht hatte. Nicci hatte am Mahagonigeländer gestanden, hatte ein aus ihrem Leibchen heraushängendes Stück Schnürband um den Finger gewickelt, nur um es straff zu ziehen und gleich darauf wieder aufzuwickeln, als sich die schweren Walnussholztüren öffneten. Das dröhnende Gesumme der Unterhaltung, durchsetzt von hellem Gelächter, verebbte zu erwartungsvollem Schweigen, als die Gruppe, angeführt von Schwester Phoebe, vorbei an den weißen Säulen mit den goldenen Kapitellen und unter der gewaltigen Gewölbekuppel in den Sal hereinmarschierte.

Die Geburt eines mit der Gabe gesegneten Knaben war ein seltenes Ereignis, das – wenn er aufgespürt und schließlich in den Palast gebracht wurde, um dort zu leben – Anlass zu erwartungsvoller Freude gab. Für jenen Abend hatte man ein

großes Bankett angesetzt. Die meisten Schwestern standen in ihren elegantesten Kleidern unten im Parkett und konnten es kaum erwarten, den neuen Knaben kennenzulernen. Nicci hielt sich nahe der Mitte der unteren Galerie, es war ihr egal, ob sie ihn kennenlernte oder nicht.

Zu sehen, wie sehr Schwester Verna auf ihrer Reise gealtert war, traf sie beinahe wie ein Schock. Im Allgemeinen währten solche Reisen allerhöchstens ein Jahr, diese, hinter die große Barriere zur Neuen Welt, hatte nahezu deren zwanzig gedauert. Ereignisse jenseits der Barriere waren ungewiss, und so hatte man Verna ganz offensichtlich zu früh auf ihre Mission entsandt.

Das Leben im Palast der Propheten war ebenso angenehm wie heiter. Niemand im Palast der Propheten schien in der so unbedeutenden Zeitspanne von zwei Jahrzehnten gealtert zu sein, Verna dagegen war außerhalb des Banns, der den Palast umgab, geradezu alt geworden. Eigentlich hätte Verna, die wahrscheinlich fast hundertsechzig Jahre alt war, wenigstens zwanzig Jahre jünger sein müssen als Nicci, jetzt jedoch wirkte sie doppelt so alt wie diese. Natürlich alterten Menschen außerhalb des Palastes ganz normal, aber mit ansehen zu müssen, wie dies einer Schwester widerfuhr ...

Als der donnernde Applaus in dem riesigen Saal anhielt, brachen viele der Schwestern angesichts der Tragweite des Augenblicks in Tränen aus. Nicci gähnte. Schwester Phoebe hob die Hand, bis sich Stille über den Saal senkte.

»Schwestern«, hob Phoebe mit bebender Stimme an, »bitte heißt Schwester Verna daheim willkommen.« Schließlich musste sie abermals die Hand heben, um den tosenden Beifall zu unterbinden.

Als es erneut im Saal ruhig geworden war, fuhr sie fort: »Darf ich euch außerdem unseren jüngsten Schüler vorstellen, unser jüngstes Kind des Schöpfers, unseren jüngsten Schützling.« Einladend einen Arm ausstreckend, drehte sie sich um und forderte

den offenkundig schüchternen Knaben mit den Fingern winkend auf vorzutreten, während sie weitersprach. »Bitte heißt Richard Cypher im Palast der Propheten willkommen.«

Mehrere Frauen traten einen Schritt zurück, um Platz zu machen, als er entschlossenen Schrittes nach vorn kam. Nicci bekam große Augen, und ihr Rücken straffte sich. Das war alles andere als ein junger Knabe, das war ein erwachsener Mann.

Trotz ihrer unverkennbaren Schockiertheit bereitete die Menge ihm applaudierend und jubelnd ein herzliches Willkommen. Nicci bekam nichts davon mit, seine grauen Augen hatten sie völlig in ihren Bann gezogen. Man stellte ihn einigen in unmittelbarer Nähe stehenden Schwestern vor. Die ihm zugeteilte Novizin, Pasha, wurde ihm vorgeführt und versuchte ihn anzusprechen.

Richard schob Pasha brüsk zur Seite – ein Platzhirsch, der eine Wühlmaus in die Schranken weist – und trat entschlossen allein in die Saalmitte. Sein ganzes Auftreten drückte die gleiche naturgegebene Überlegenheit aus, die Nicci auch in seinen Augen erblickte.

»Ich habe etwas zu verkünden.«

Der riesige Saal verfiel in überraschtes Schweigen.

Sein Blick schweifte durch den Saal. Nicci stockte der Atem, als er ihr, wie vermutlich auch zahllosen anderen, für einen Moment in die Augen blickte.

Mit zitternden Fingern klammerte sie sich ans Geländer, um sich festzuhalten.

In diesem Augenblick schwor Nicci, alles daranzusetzen, um zu einer seiner Lehrerinnen ernannt zu werden.

Er tippte mit den Fingern gegen den Rada'Han an seinem Hals.

»Solange Ihr mich diesen Halsring tragen lasst, seid Ihr meine Häscher, und ich bin Euer Gefangener.«

Gemurmel erfüllte den Raum. Man legte einem Knaben nicht nur deshalb einen Rada'Han um den Hals, weil man ihn beherr-

